

ROSA REMIX



ROSA REMIX



Eine Veröffentlichung des New Yorker Büros der Rosa-Luxemburg-Stiftung,
Juni 2017

Herausgeber: Stefanie Ehmsen und Albert Scharenberg

Buchdesign und Layout: Evan Johnston

Umschlaggestaltung: Claudia Horn

Illustrationen: Kate Evans

Textredaktion: Ethan Earle

Übersetzung: Karl D. Bredthauer

Redaktionelle Bearbeitung der deutschen Ausgabe: Albert Scharenberg

Redaktionelle Assistenz der deutschen Ausgabe: Anika Taschke

Adresse: 275 Madison Avenue, Suite 2114, New York, NY 10016

Email: info.nyc@rosalux.org; Telefon: +1 (917) 409-1040

Veröffentlicht mit Unterstützung des Auswärtigen Amtes der Bundesrepublik Deutschland (AA).

Die Rosa-Luxemburg-Stiftung ist eine international tätige, progressive Non-Profit-Organisation für politische Bildung. In Zusammenarbeit mit vielen Organisationen rund um den Globus arbeitet sie für demokratische und soziale Partizipation, die Ermächtigung von benachteiligten Gruppen, Alternativen zur wirtschaftlichen und sozialen Entwicklung und für friedliche Konfliktlösungen.

Das New Yorker Büro erfüllt zwei Hauptaufgaben: sich mit Themen der Vereinten Nationen zu befassen und mit nordamerikanischen Linken in Hochschulen, Gewerkschaften, sozialen Bewegungen und der Politik zusammenzuarbeiten.

ROSA
REMIX

INHALTSVERZEICHNIS

1

NEUE SICHTWEISEN AUF EINE KLASSIKERIN 7

Eine Einführung in Rosa Remix 8

VON STEFANIE EHMSSEN UND ALBERT SCHARENBERG

Rosa Luxemburg: Ein revolutionäres Leben 14

VON RORY CASTLE

2

SPONTANEITÄT UND ORGANISATION 23

Der Massenstreik und Rosas Spontaneitätstheorie 24

VON JASON SCHULMAN

Die weltweite Protestwelle der Jahre 2011-12 28

VON ETHAN EARLE

3

ROSA LUXEMBURG UND DER FEMINISMUS 35

Rosa Luxemburg: Ein Vermächtnis für Feministinnen? 36

VON NANCY HOLMSTROM

Pick-up-Artisten, Ashley Madison
und Lifestyle-Feminismus 42

VON AMBER A'LEE FROST

Heldin der Revolution 49

VON ALHELÍ DE MARÍA ALVARADO-DÍAZ

4

DIE ROTE ROSA: EINE BIOGRAFIE ALS BILDGESCHICHTE 57

Rosa erzählen (und zeichnen) 58

VON KATE EVANS

Red Rosa: Die Entstehung einer Comic-Biografie 69

VON PAUL BUHLE

5

SOZIALISMUS ODER BARBAREI 73

Ein nicht ganz neuer Plan zur Rettung
des Planeten 74

VON BHASKAR SUNKARA

Sozialismus oder Naturkost: Luxemburgsche
Antworten auf unsere Klimakrise 79

VON ALYSSA BATTISTONI

Das Ende der Welt, wie wir sie kannten:
Militarismus damals und heute 85

VON SANDRA REIN

6

HUNDERT JAHRE „DIE AKKUMULATION DES KAPITALS“ 93

Das neoliberale Finanzwesen in neuer Perspektive 94

VON RAPHAËLE CHAPPE

Die Akkumulation des Kapitals: Remixed für
das Südliche Afrika unserer Tage 100

VON PATRICK BOND

Hundert Jahre globaler Reloizierung des Kapitals 113

VON RICHARD D. WOLFF

7

ANSTELLE EINES FAZITS 119

Ein Leben, auf das zurückzukommen sich lohnt:
Rosas Gesammelte Werke im Rückblick
(und als Publikationsvorhaben) 120

VON PETER HUDIS UND PAUL LE BLANC

Ausgewählte Quellen 133

Autorinnen und Autoren 135

1

**NEUE SICHTWEISEN
AUF EINE
KLASSIKERIN**

STEFANIE EHMSSEN
UND ALBERT SCHARENBERG

EINE EINFÜHRUNG IN ROSA REMIX

Rosa Luxemburg war ein leuchtender Stern der sozialistischen Bewegung in ihrer Frühzeit. Als Ökonomin und Politiktheoretikerin, als Lehrerin und Rednerin, Genossin und Rebellin, Revolutionärin und Märtyrerin der deutschen Revolution von 1918/19 hat sie vielen Menschen unterschiedliche Dinge bedeutet. Das spiegelt sich in ihrem Vermächtnis wider, das heute ein weites Spektrum der internationalen Linken inspiriert.

Luxemburgs theoretisches Werk umfasst wichtige Beiträge zum Spannungsverhältnis zwischen Reform und Revolution, zum Verhältnis zwischen inländischer Kapitalakkumulation und kolonial-imperialer Expansion sowie zum Streik als machtvoller Waffe gegen kapitalistische Unterdrückung. Ebenso wichtig sind ihre zahlreichen Briefe, Polemiken und öffentlichen Debattenbeiträge im Austausch mit den prominentesten Sozialisten ihrer Zeit. Im Zentrum dieser Korrespondenz steht die Erörterung der strategischen und taktischen Schlüsselfragen einer sozialistischen Revolution im Europa des beginnenden 20. Jahrhunderts. Über die unbestrittene Wirkung in ihrer Zeit hinaus sind diese Werke von universeller Bedeutung. Deshalb sind sie auch heute in jeder Hinsicht genauso relevant wie damals.

Doch mit Rosas theoretischem Werk lässt sich ihre Stellung als Leitgestirn so vieler heutiger Linker nur partiell erklären. Viele zieht auch die leidenschaftliche Humanität und die Entschiedenheit an, mit der sie ihr Leben lebte und dabei mannigfaltige Widrigkeiten überwand. Sie war eine der wenigen Frauen, die sich in Zeiten, in denen Frauen nicht einmal wählen durften, politisch betätigten. Und in diesen Zeiten, in denen nur wenige Frauen Hochschulen besuchen konnten, erlangte sie einen wirtschaftswissenschaftlichen Doktorgrad. Sie lebte ihr Leben nicht als die Frau eines Anderen – in Zeiten, in denen so

etwas als außerordentliche Provokation galt. Und sie erfuhr Not und Diskriminierung – in Zeiten, in denen es das Leben im deutschen Exil doppelt schwer machen konnte, polnisch und jüdisch zu sein.

Als politische Agitatorin der Zweiten Internationale durchquerte Rosa unermüdlich den Kontinent, um revolutionäre Bewegungen zu unterstützen. Mal bedachtsame Lehrerin, mal verwegen romantisch lebte Rosa ein öffentliches Leben und hinterließ so bei Freunden, Feinden, Schülern, Genossen und Geliebten gleichermaßen bleibende Eindrücke. Während ihrer wiederholten Gefängnisaufenthalte entstanden Tausende von Briefen, in denen sie nicht nur ihre politischen Theorien entwickelte, sondern auch Nähe zur Natur – speziell zur pflanzlichen – bekundete. Allgemeiner gesprochen vermitteln diese Briefe Einblicke in ihre innere Welt, die es einfühlsamen Leserinnen und Lesern gestatten, sich ihr nahe, ja mit ihr vertraut zu fühlen. Diese Nahbarkeit geht so weit, dass heute Millionen Menschen Rosa Luxemburg ganz einfach „Rosa“ nennen.

Bei alledem müssen wir einräumen, dass es heute nicht immer ganz einfach ist, Rosas Schriften zu lesen. Das ist keine leichte Lektüre, und die Sprache vom Anfang des 20. Jahrhunderts – zumal, wenn sie aus dem Polnischen ins Deutsche und von dort aus ins Englische



Der Kapitalismus ist ein schleichender Krebs, eine würgende Schlingpflanze.

Der Kapitalismus tendiert dahin, sich auf dem Erdrund auszubreiten und alle anderen Wirtschaftsformen zu verdrängen, die keine andere neben sich duldet. Er ist aber zugleich die erste, die allein, ohne andere Wirtschaftsformen als ihr Milieu und ihren Nährboden, nicht zu existieren vermag.

übersetzt ist – kann sich für ungeübte Leser als Barriere erweisen. Und dann der behandelte Stoff, bei dem es sich oft um konzentrierte und anspruchsvolle polit-ökonomische Theorie handelt, gespickt mit Anspielungen auf andere wichtige Werke ihrer Zeit! Für die große Mehrheit der Leserinnen und Leser wäre bei dieser Autorin die Vermittlung eines Lehrers sicherlich hilfreich, vielleicht unerlässlich. Hinzu kommt, dass Rosa Luxemburg eine Denkerin ist, deren radikale Politik sie aus der großen Mehrzahl „herkömmlicher“ Wirtschaftslehrgänge ausschließt. Und doch kommt in dieser Periode politischer und wirtschaftlicher Umbrüche – wo der neoliberale Kapitalismus sich im Gefolge der Großen Rezession als Zombie-System entpuppt, das ideologisch mausetot, in der Praxis allerdings durchaus wohlauf ist – Rosas Theorien potenziell sogar noch größere Bedeutung zu als zu irgendeinem anderen Zeitpunkt seit ihrer Entstehung. Hier liegt der tiefere Grund dafür, dass sie in letzter Zeit in einem breiten Spektrum der internationalen Linken so großen Anklang findet.

Vor diesem Hintergrund hatte das New Yorker Büro der Rosa-Luxemburg-Stiftung, in Verbindung mit dem Verlag Verso Books, zu einer Konferenz am 21./22. August 2015 unter dem Titel „Rosa Remix: Neue Sichtweisen auf eine Klassikerin“ eingeladen, die Rosas Werk in seinem Bezug zu den politischen Kämpfen der Gegenwart erörtern sollte. In den Räumen der New School befassten sich Wissenschaftler, Aktivisten und Journalisten unter anderen mit folgenden Fragen: mit der Relevanz ihres Meisterwerks – „Die Akkumulation des Kapitals“ – hundert Jahre nach dessen Erstveröffentlichung; mit ihrer Theorie von der Dialektik zwischen Spontaneität und Organisation und deren Bedeutung für die heutigen Kämpfe sozialer Bewegungen; mit ihrer Behandlung des Themas Krieg im Blick auf den derzeitigen Trend zu asymmetrischer Kriegführung; und schließlich mit der Frage, was sie wohl über Feminismus oder Klimawandel gedacht hätte. Diese Begegnung entfachte so viel Enthusiasmus und erbrachte – kritisch und zukunftsorientiert – derart fruchtbare Debatten, dass wir uns dazu entschlossen, den Ertrag in Buchform zu veröffentlichen.

Hilfreich war natürlich, dass unsere Organisation Rosa Luxemburg sowohl zur Namenspatin als auch zum Leitstern ihrer Arbeit gewählt hat. In Deutschland beheimatet und mit der dortigen Partei *Die Linke* verbunden, ist die Rosa-Luxemburg-Stiftung eine gemeinnützige Einrichtung für Politik und politische Bildung, die mit ihren (weltweit derzeit siebzehn) Regionalbüros den internationalen Dialog und die Zusammenarbeit der Linkskräfte fördert. Das 2012 eröffnete

New Yorker Büro beschäftigt sich mit einer großen Bandbreite politischer Fragestellungen, die Vereinten Nationen und die transatlantische Linke betreffend; es organisiert öffentliche und interne Zusammenkünfte, betreibt Forschung und Theoriearbeit in eigener Regie sowie durch Auftragsvergabe und fungiert als ein Ort des Austauschs zwischen unterschiedlichen politischen Richtungen, Arbeitsgebieten und Standorten. Eines unserer zahlreichen Projekte zielt darauf ab, Rosas Gedanken der heutigen Linken zu vermitteln, beispielsweise auch durch das kürzlich veröffentlichte Buch „Red Rosa: A Graphic Biography of Rosa Luxemburg“ und, umfassender, durch eine Neuübersetzung ihrer sämtlichen Werke, auch dies in Partnerschaft mit Verso Books. Dieses Projekt nimmt immer deutlicher Gestalt an, und „Rosa Remix“ veranschaulicht seinen Fortgang.

Das vorliegende Buch gliedert sich in sieben kurze Abteilungen. Die erste mit dem Titel „Neue Sichtweisen auf eine Klassikerin“ umfasst diese Einführung sowie eine biografische Skizze des turbulenten und faszinierenden Lebens der Rosa Luxemburg aus der Feder des Rosa-Spezialisten Rory Castle.

Auch die nächste Sektion ist zweiteilig. Teil eins, Jason Schulmans „Der Massenstreik und Rosas Spontaneitätstheorie“, erklärt, worum es Rosa geht, wenn sie von der „Dialektik von Spontaneität und Organisation“ spricht, führt konkrete Beispiele dafür an, wie sie diese Überlegungen in ihrem Konzept des Massenstreiks umsetzte, und äußert sich zu den historischen Implikationen für das Europa des frühen 20. Jahrhunderts. Ethan Earles Beitrag, „Die weltweite Protestwelle von 2011/12“, wiederum untersucht die gegenwärtige politische Konstellation im Lichte dieser Theorie und konzentriert sich dabei besonders auf Occupy Wall Street und den Zustand der US-Linken.

Die dritte Abteilung, „Rosa Luxemburg und der Feminismus“, enthält drei Beiträge. Im ersten – „Rosa Luxemburg: Ein Vermächtnis für Feministinnen?“ – skizziert Nancy Holmstrom die Grundsätze des sozialistischen Feminismus und befindet, dass Rosas Werk sich in dessen Theorietradition einfügt. In dem anschließenden Beitrag „Pick-up-Artisten, Ashley Madison und Lifestyle-Feminismus“ setzt Amber A’Lee Frost Rosas Werk in Beziehung zu einer Reihe aktueller Vorgänge, die wichtige Lektionen darüber bieten, wo die feministische Bewegung heute steht. Unter dem Titel „Heldin der Revolution“ vermittelt sodann Alhelí de María Alvarado-Díaz tiefe Einblicke in Rosas Schaffen und entdeckt in ihren Arbeiten wichtige Anhaltspunkte für das, was man als präfeministische Theorie Luxemburgs bezeich-

nen könnte. Diese wiederum stellt die Autorin in den allgemeineren Kontext des Erbes, das Rosa als radikale Revolutionärin hinterlässt.


Teil Vier besteht aus zwei Beiträgen, die sich beide mit der Entstehung der kürzlich von Verso in Verbindung mit dem New Yorker Büro der Rosa-Luxemburg-Stiftung vorgelegten „Red Rosa – A Graphic Biography of Rosa Luxemburg“ befassen, das 2018 auch auf Deutsch erscheinen wird. Der erste, passend mit „Rosa erzählen (und zeichnen)“ betitelte Aufsatz vermittelt uns Einblicke in die Vorstellungswelt der Comic-Autorin und Künstlerin Kate Evans. Unter dem Titel „Die rote Rosa: Zur Entstehung einer Comic-Biographie“ äußert sich der Herausgeber des Buches, Paul Buhle, anschließend zur politischen Wirksamkeit von Comics und *Graphic Novels*, gezeichneten Romanen. „Red Rosa“ rückt er in den geschichtlichen Entwicklungsrahmen dieser Kunstform.

In drei Beiträgen behandelt die fünfte Sektion des Buches das Thema „Sozialismus oder Barbarei“. Der erste, verfasst von Bhaskar Sunkara und „Ein nicht ganz neuer Plan zur Rettung des Planeten“ betitelt, beschäftigt sich mit dem Zusammenhang zwischen der Klimakrise und den Exzessen des Kapitalismus. Er legt dar, wie Rosas Theorien über kleine Reformschritte und Klassenbündnisse uns zu einem besseren Verständnis der Bündnisformen verhelfen können, die wir anstreben müssen. Der Beitrag „Sozialismus oder Naturkost: Luxemburgs Antworten auf unsere Klimakrise“ von Alyssa Battistoni stellt Bezüge zu Rosas Hauptwerk „Die Akkumulation des Kapitals“ her, insbesondere zu ihren Studien über die imperialistische Dynamik des Kapitalismus. Ihr geht es um ein tieferes Verständnis der Frage, wie wir über die privatistische, bourgeoise Politik des ökologischen Mainstreams hinausgelangen können. Im letzten Beitrag dieser Abteilung – „Das Ende der Welt, wie wir sie kannten: Militarismus damals und heute“ – wendet Sandra Rein sich dem Thema Militarismus zu und untermauert die These, dass wir tatsächlich nur noch *eine* Wahl haben: Sozialismus oder Barbarei.

Die sechste Abteilung – „Hundert Jahre ‚Die Akkumulation des Kapitals‘“ – stellt drei Interpretationen des Luxemburgschen Meisterwerkes vor, ein Jahrhundert nach der Erstveröffentlichung. Unter dem Titel „Neue Perspektiven auf das neoliberale Finanzwesen“ erläutert Raphaële Chappe Rosas Forschungsarbeit über das internationale Finanzwesen und bezieht deren Erkenntnisse auf den aktuellen Kampf zwischen Griechenlands linksorientierter Syriza-Regierung und der sogenannten Troika, die die Interessen

des Großkapitals in Europa verfiel. Danach bietet Patrick Bond in seinem Artikel „Die Akkumulation des Kapitals: Remixed für das Südliche Afrika unserer Tage“ einen umfassenden Überblick über die grobschlächtige Kapitalakkumulation, die mit der politisch-ökonomischen Umgestaltung Südafrikas nach der Apartheid einherging. In „Hundert Jahre globaler Reloizierung des Kapitals“ schließlich wirft Richard D. Wolff eine Art Weitwinkel-Blick auf neue Dimensionen der Kapitalexpansion und die Transformation der vormaligen „Hinterhöfe“ dieser Welt.

„Anstelle eines Fazits“ ist die siebte, abschließende Abteilung überschrieben. Peter Hudis und Paul Le Blanc präsentieren darin „Ein Leben, auf das zurückzukommen sich lohnt: Rosas Sämtliche Werke im Rückblick (und als Publikationsvorhaben)“. Die Verfasser beschäftigen sich unter diesem Motto... nun: eben mit dem, was die Überschrift anrät. Den Schluss des Buches bilden Quellenangaben und Autorennotizen.

Wir hoffen, dass uns mit dieser nicht alltäglichen Sammlung prägnanter Essays – auf durchaus eklektische und leserfreundliche Weise – ein „Remix“ von Rosas Werk gelungen ist, der dazu beitragen kann, dass ihr unbeugsamer Wille und ihre wertvollen politischen und ökonomischen Theorien eine neue Generation von Aktivist*innen und engagierten Bürgern auf ihrem Weg begleiten. Viel Spaß beim Lesen! 

RORY CASTLE

ROSA LUXEMBURG: EIN REVOLUTIONÄRES LEBEN

Rozalia Luxenburg wurde am 5. März 1871 in dem polnischen Städtchen Zamość geboren, das damals zum russischen Kaiserreich gehörte. Róża – oder Rosa – war das jüngste von fünf Kindern, und die Luxenburgs gehörten der großen jüdischen Gemeinde von Zamość an. Rosas Eltern, Edward und Lina, zählten zum wohlhabenderen Teil der Einwohnerschaft und waren beide hochgebildet. Rosas Vater, der in Warschau und Berlin studiert hatte, arbeitete als Kaufmann. Die Mutter stammte aus einer prominenten Rabbinerfamilie und war in mindestens drei Sprachen (Jiddisch, Polnisch und Deutsch) zu Hause. In der Familie sprach man Polnisch. Die Geisteshaltung der Luxenburgs prägte die *haskala*, die jüdische Aufklärung. Sie betrachteten sich als „Polen mosaischen Glaubens“ und erzogen ihre Kinder als polnische Patrioten. Dessen ungeachtet nahm die Familie am Leben der jüdischen Gemeinde aktiv teil.

Als Rosa zwei Jahre alt war, zog ihre Familie nach Warschau, in das quirlige Zentrum des polnischen (und polnisch-jüdischen) Lebens. Sie wuchs in einem liebevollen Familienverband auf, dem sie ihr ganzes Leben hindurch fest verbunden blieb. Das galt besonders für ihre Geschwister: Anna (eine Lehrerin), Mikołaj (einen nach England ausgewanderten Geschäftsmann), Maxymilian (ebenfalls Geschäftsmann) und Józef (einen Arzt). Trotz eines Hüftleidens, das sie zu hinken zwang, verlebte Rosa eine glückliche Kindheit, umgeben von ihrer Familie, Freunden und Nachbarn. Dennoch berührten die im russischen Reich unter Zar Alexander III. alltäglichen Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten das Mädchen tief. Das zaristische Russland war ein autokratischer Staat, der politische, intellektuelle, kulturelle und nationale Freiheitsbestrebungen scharf bekämpfte. Nach dem gescheiterten polnischen Nationalaufstand von 1863 (an dem Rosas Vater sich beteiligt hatte) wurden die Polen einer rigo-

rosen „Russifizierungs“-Politik unterworfen, die ihre Sprache, Kultur und Autonomierechte unterdrückte. Gleichzeitig wurden bestehende antisemitische Praktiken ausgeweitet. Im Jahre 1881 kam es in Warschau zu einem heftigen Pogrom, das die jüdische Bevölkerung der Stadt erschütterte. Als Polin, Jüdin und Frau im Russischen Reich spürte Rosa empfindlich, welche Restriktionen, Verbote und Vorurteile sie umgaben.

Wie viele Polen ihrer Klasse und Generation fand sich Rosa als Studentin in antizaristischen Kreisen wieder. In einem Brief an einen Freund äußerte sie einmal – ganz die romantische Revolutionärin –, die vollkommene Gesellschaft sei für sie eine, die „es einem erlaubt, jedermann guten Gewissens zu lieben. Indem ich sie anstrebe und verteidige, werde ich vielleicht sogar hassen lernen.“ Um die gleiche Zeit schrieb sie ein zorniges Gedicht, das mit diesen Versen schloss: „Ich möchte alle Leiden / alle verborgenen, bitteren Tränen / den Satten auf ihr Gewissen laden, / ihnen alles mit schrecklicher Rache heimzahlen“. Schon in jungen Jahren ging Rosas Mitgefühl für die Armen und Ausgebeuteten mit tiefer Abscheu gegenüber den Reichen und Mächtigen einher. Beide Empfindungen begleiteten sie ihr ganzes Leben hindurch. Nach dem Abitur schloss Rosa sich einer Gruppe revolutionärer Sozialisten in Warschau an, die schon bald von den Behörden unterdrückt wurde. Anfang 1889 folgte sie der Spur so vieler polnischer Revolutionäre und verließ ihre Heimat ins Schweizer Exil, wo sie dann wie ihr Bruder Józef an der Universität Zürich studierte.

ZÜRICH-PARIS-BERLIN

In der Schweiz studierte, arbeitete und lebte Rosa in der Gemeinschaft ihrer osteuropäischen Mit-Emigranten. Kurz nach ihrer Ankunft ging sie ein ebenso romantisches wie politisches Verhältnis mit Leo Jogiches ein, einem vermögenden jüdischen Revolutionär aus Litauen. In dieser Zeit änderte sie die Schreibweise ihres Namens – Rosa Luxemburg. Die enge Zusammenarbeit mit Jogiches hielt beider ganzes Leben hindurch an. 1893 beteiligten die beiden sich an der Gründung einer neuen politischen Partei, der Sozialdemokratischen Partei des Königreichs Polen (SDKP). Es handelte sich um eine internationalistische Gruppe von Marxisten, die sich allen Bestrebungen widersetzte, Polens Unabhängigkeit von den drei Besatzungsmächten, die das Land Ende des 18.

Jahrhunderts unter sich aufgeteilt hatten – Österreich, Deutschland und Russland –, zurückzuerlangen. Der SDKP ging es stattdessen um internationale Solidarität der Arbeiterklasse – sie sah Polens Zukunft in einem multinationalen sozialistischen Staat Europa. Rosa Luxemburg vertrat ihre Partei auf den Kongressen der Sozialistischen Internationale, der Organisation, die verschiedene sozialistische Parteien aus allen Teilen der Welt vereinte, und sie redigierte die Parteizeitung in der Schweiz und in Paris. 1897 promovierte sie in Zürich mit einer Arbeit über die industrielle Entwicklung Polens, in der sie ihre Auffassung begründete, dass das Land von seinen drei Besatzungsmächten wirtschaftlich vereinnahmt worden sei, weshalb sie den polnischen Unabhängigkeitskampf als historisch überholt und zum Scheitern verurteilt betrachte. Im darauf folgenden Jahr ging sie mit einem deutschen Emigranten eine Zweckehe ein, um einen deutschen Pass zu erlangen, und zog dann prompt nach Berlin um.

SOZIALISMUS, REVOLUTION UND MASSENSTREIK

Fortan wirkte Luxemburg in der deutschen Arbeiterbewegung (zu ihrer Zeit der stärksten der Welt) und machte sich bald einen Namen als entschiedene Widersacherin aller Sozialisten, die sich wie etwa Eduard Bernstein an einer „Revision“ des Marxismus versuchten. Sie hielt am Ziel einer sozialistischen Revolution fest und betrachtete „Reformisten“ und „Revisionisten“ als bestenfalls fehlgeleitet, schlimmstenfalls als Verräter an der sozialistischen Bewegung. In einem Brief an Leo Jogiches schrieb Luxemburg, sie wolle „auf die Menschen wie der Blitz wirke[n] [...] nicht durch Pathos, sondern durch die Weite der Sicht, die Macht der Überzeugung und die Kraft des Ausdrucks.“ Ihre Vorstellungen entwickelte Luxemburg zunächst in einer Artikelreihe, die später unter dem Titel „Sozialreform oder Revolution?“ in Buchform erschien. In den folgenden Jahren wurde Luxemburg zu einer führenden Persönlichkeit der Linken in der deutschen Sozialdemokratie (SPD) mit engen Beziehungen zu Parteiführern wie Karl Kautsky, August Bebel und Clara Zetkin. Gleichzeitig war sie weiterhin die führende Theoretikerin der polnischen Partei, die seit der Jahrhundertwende, nach dem Zusammenschluss mit ihrer litauischen Schwesterpartei, als SDKPiL firmierte.

1905 erschütterte eine Revolution das Russische Reich einschließlich der polnischen Heimat Rosas. Für sie verwirklichte sich damit ein seit ihren Jugendjahren gehegter Traum. Fast das ganze Jahr

hindurch war Luxemburg damit beschäftigt, in der sozialistischen Presse Deutschlands über diese Revolution zu informieren und für sie zu werben, wobei sie die deutschen Arbeiter dazu aufrief, „russische Methoden“ zu übernehmen – vor allem den Massenstreik, wie sie in „Der Massenstreik, die Partei und die Gewerkschaften“ (1906) ausführte. Ende 1905, als die revolutionäre Bewegung in Russland und Polen weiter anhielt, kehrte Luxemburg ins heimatliche Warschau zurück, um sich an der Seite alter Kampfgenossen wie Leo Jogiches an der Revolution zu beteiligen und zugleich Zeit mit ihrer Familie zu verbringen. Luxemburg und Jogiches wurden von der zaristischen Polizei verhaftet und in der berühmten Warschauer Zitadelle inhaftiert. Aufgrund ihres prominenten Status in Deutschland wurde Luxemburg nach einigen Monaten entlassen. Sie durfte nach Berlin zurückkehren, während man Jogiches ins sibirische Exil verbannte.

LEHRERIN, JOURNALISTIN UND AKTIVISTIN

Von 1906 bis 1914 lebte und arbeitete Rosa Luxemburg in Berlin, wo sie an der SPD-Parteischule unterrichtete, Artikel für die sozialistische Presse schrieb und eine Reihe bedeutender marxistischer Studien verfasste. Sie blieb ein führender Kopf des linken Flügels der SPD, zugleich aber auch stark in polnischen Auseinandersetzungen engagiert. 1913 schuf sie ihr wohl bedeutendstes Werk, „Die Akkumulation des Kapitals: Ein Beitrag zur ökonomischen Erklärung des Imperialismus“, wobei ihre Untersuchung von



einem Problem ausging, das sie im zweiten Band des Marxschen „Kapitals“ entdeckt zu haben glaubte. Luxemburgs These war, dass der Kapitalismus sich auf nichtkapitalistische Territorien ausdehnen müsse, um überleben zu können, und dass er, sobald auch diese Gebiete nichts mehr hergaben (oder eher schon bevor es soweit war), in die

Ich habe das Bedürfnis, so zu schreiben, dass ich auf die Menschen wie der Blitz wirke, sie am Schädel packe, selbstredend nicht durch Pathos, sondern durch die Weite der Sicht, die Macht der Überzeugung und die Kraft des Ausdrucks.

Krise geraten und kollabieren werde. Auf die Kritik an ihrem Werk reagierte Luxemburg dann 1915 mit einer „Antikritik“.

In diesen Jahren machten Luxemburg zunehmend der Imperialismus und die Gefahr eines Weltkriegs Sorge. Sie sagte eine Weltkrise voraus, die nur die Wahl zwischen zwei Wegen lasse: entweder dem zum Sozialismus oder dem in die Barbarei. Sie zählte zu den Verfassern der „Stuttgarter Erklärung“ des Internationalen Sozialistenkongresses, der 1907 in dieser Stadt zusammentrat. In ihr versprachen Europas Sozialistenführer, gegen den Krieg zu mobilisieren und den Untergang von Kapitalismus und Autokratie zu beschleunigen. 1913 ermahnte Rosa Luxemburg die deutschen Arbeiter in einer starken Rede, im Falle eines Krieges nicht auf ihre französischen oder britischen Brüder zu schießen. Dafür wurde sie vor Gericht gestellt und zu einem Jahr Gefängnis verurteilt. Ihr Auftreten in diesem Prozess macht sie zur Heroine der deutschen Linken. Als der Staatsanwalt von Fluchtgefahr sprach, antwortete sie ihm herausfordernd: „Mein Herr, ich glaube Ihnen, dass Sie weglaufen würden; ein Sozialdemokrat tut das nicht. Er steht zu dem, was er tut, und lacht über Ihre Urteile. Und jetzt verurteilen Sie mich!“

DER ERSTE WELTKRIEG

Als der Krieg im Sommer 1914 ausbrach, entschied sich die Sozialdemokratische Partei Deutschlands – wie ihre Schwesterparteien in Frankreich, Großbritannien und anderswo auch –, die Regierung ihres Landes und deren Kriegsanstrengungen zu unterstützen. Für die Minderheit der Sozialisten, die an der Vorkriegsposition festhielten und sich dem Krieg widersetzen, begann damit eine Zeit der Einsamkeit und Entmutigung. Rosa Luxemburg erwog kurzzeitig, sich aus Protest gegen die Haltung ihrer Partei das Leben zu nehmen, begann aber stattdessen bald mit der Bildung der winzigen Antikriegsinitiative Gruppe Internationale (die sich später zum Spartakusbund entwickelte). Man traf sich in ihrer Berliner Wohnung, um dort Flugschriften und Mitteilungen an Sympathisanten zu produzieren. Bei diesen Antikriegsaktivitäten arbeitete sie mit Vorkriegsgenossen wie Clara Zetkin, Franz Mehring und Leo Jogiches ebenso zusammen wie mit dem SPD-Reichstagsabgeordneten Karl Liebknecht, der sich der Gruppe Internationale angeschlossen hatte. Sie alle mussten deshalb Isolation, Verfolgung und Inhaftierung erdulden. Von Februar 1915 bis Februar 1916 und dann wieder von Juli 1916 bis Kriegsende

saß Luxemburg im Gefängnis. Aus ihrer Zelle heraus verfolgte sie die Nachrichten, schrieb Briefe an Freunde und Genossen und schuf eine Reihe von Werken, darunter die „Junius-Broschüre“ (1915), eine Antikriegs-Streitschrift, in der sie verkündete: „Krieg ist ein methodisches, organisiertes, riesenhaftes Morden.“ Anfang 1917, erneut inhaftiert, begrüßte Luxemburg die russische Februarrevolution und bot den Bolschewiki, als die im Oktober des Jahres die Macht ergriffen, ihre kritische Unterstützung an. Anfang 1918 vollendete sie ihre Schrift „Die russische Revolution“, eine Kritik der Bolschewiki, die sich mit deren Boden- und Nationalitätenpolitik, dem Friedensvertrag von Brest-Litowsk sowie mit Lenins und Trotzki's Unterdrückungsmaßnahmen gegen Widersacher und Demokratie auseinandersetzte. In dieser (erst 1922 veröffentlichten) Arbeit steht Luxemburgs berühmtester Satz: „Freiheit nur für die Anhänger der Regierung, nur für Mitglieder einer Partei – mögen sie noch so zahlreich sein – ist keine Freiheit. Freiheit ist immer Freiheit der Andersdenkenden.“ Prophetisch schrieb sie:

Ohne allgemeine Wahlen, ungehemmte Presse- und Versammlungsfreiheit, freien Meinungskampf erstirbt das Leben in jeder der öffentlichen Institution, wird zum Scheinleben, in der die Bürokratie allein das tätige Element bleibt. Das öffentliche Leben schläft allmählich ein, einige Dutzend Parteiführer von unerschöpflicher Energie und grenzenlosem Idealismus dirigieren und regieren [...] eine Diktatur allerdings, aber nicht die Diktatur des Proletariats, sondern die Diktatur einer Hand voll Politiker.

DIE DEUTSCHE REVOLUTION

Im November 1918 brach die deutsche Kriegführung zusammen und eine Revolution erfasste das Land, führte zum Sturz Kaiser Wilhelms des Zweiten und zur Ausrufung einer Republik. Rosa Luxemburg wurde, wie alle politischen Gefangenen, aus der Haft entlassen und kehrte unverzüglich nach Berlin zurück, um dort an die Arbeit zu gehen. Den Herbst 1918 hindurch führten Karl Liebknecht und sie den kleinen Spartakusbund als radikale Fraktion innerhalb der Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (USPD), die sich 1917 von der SPD abgespalten hatte. Mit der Regierungsgewalt wurde jetzt die SPD betraut, und unter der Führung Friedrich Eberts (eines früheren Schülers von Rosa Luxemburg) wurde der Waffenstillstand unterzeichnet, womit der Krieg nach vier langen Jahren des Blutvergießens endete. Eberts Regierung genoss die Unterstüt-

zung der meisten Deutschen wie auch des Heeres, der Kriegsmarine und der Mehrheit der Arbeiter- und Soldatenräte, die sich überall im Lande bildeten. Ursprünglich unterstützte auch die USPD Ebert, während allein der Spartakusbund von links gegen dessen Regierung opponierte. Luxemburg und ihre Genossen forderten eine Vertiefung und Ausweitung der Revolution. Sie traten für Verstaatlichungen, für die Bewaffnung der Arbeiter, die Entlassung der vorrevolutionären Staatsdiener und Militärführer sowie für die Unterstützung des bolschewistischen Russland ein.

Am letzten Tag des Jahres 1918 spaltete sich der Spartakusbund schließlich von der USPD ab und bildete eine neue Partei, die Kommunistische Partei Deutschlands (KPD), unter der Führung von Luxemburg und Liebknecht. Keine Woche später brachen in Berlin bewaffnete Auseinandersetzungen aus. Auf der einen Seite standen die Ebertregierung und ihr loyale Sonderverbände (die „Freikorps“), auf der anderen Seite bewaffnete Demonstranten, Anhänger verschiedener linksgerichteter Gruppen wie der USPD, der Revolutionären Obleute und der KPD. Nach tagelangen schweren Kämpfen wurde der – von Regierung und Presse so genannte – „Spartakus-Aufstand“ niedergeschlagen. Am 15. Januar 1919 wurden Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht verhaftet und verhört, sodann brutal ermordet. Luxemburgs Leiche wurde in einen Kanal geworfen und erst sechs Monate später entdeckt. Ihre letzten Worte, niedergeschrieben am Abend vor ihrer Ermordung, lauteten: „Ordnung herrscht in Berlin! Ihr stumpfen Schergen! Eure Ordnung ist auf Sand gebaut. Die Revolution wird sich morgen schon rasselnd wieder in die Höh’ richten und zu eurem Schrecken mit Posaunenklang verkünden: Ich war, ich bin, ich werde sein!“ An den Tag der Mordtat erinnert bis heute alljährlich eine linke Massendemonstration.

ROSAS VERMÄCHTNIS

Rosa Luxemburg war die bedeutendste Theoretikerin der kommunistischen Bewegung sowohl Deutschlands wie Polens, ungeachtet aller Pervertierung und Entstellung, die ihre Ideen nach ihrem Tode von kommunistischer Seite, besonderes zur Stalinzeit, erlitten. Und doch war sie zugleich auch viel mehr als dies. Sie war eine eifrige Botanikerin, liebte Literatur und Kultur (in ihrer Gefängniszelle übersetzte sie Wladimir Korolenkos Autobiografie), eine liebevolle und geliebte Schwester, Tante, Freundin und Liebhaberin. Das

ganze 20. Jahrhundert hindurch haben Rosa Luxemburgs Leben und Denken unterschiedlichste Köpfe, Gruppen und Bewegungen inspiriert, und ihre Erwägungen über Sozialismus und Kapitalismus, Demokratie und Diktatur, Krieg und Frieden, Nationalismus, Imperialismus und Frauenrechte sind und bleiben auch im 21. Jahrhundert bedeutsam und anregend. Luxemburgs Ideen haben das sowjetische Experiment in Russland und Osteuropa überlebt, und sie wird in Deutschland auch lange nach dem Fall der Berliner Mauer verehrt und geschmäht. Auf allen Kontinenten studiert und diskutiert man ihre Schriften, Theorien und Ideen. Während ich dies schreibe, geht der dritte Band der englischsprachigen Gesamtausgabe ihrer Werke in Druck, und in Peking gibt es Pläne für eine bahnbrechende Edition auf Chinesisch. Rosa Luxemburgs Ideen – und manchmal die bloße Erwähnung ihres Namens – fahren fort zu provozieren, zu inspirieren und „wie ein Donnerschlag“ aufzurütteln. Genau so hätte sie sich das gewiss gewünscht. ■■■

2

SPONTANEITÄT UND ORGANISATION

JASON SCHULMAN

DER MASSENSTREIK UND ROSAS SPONTANEITÄTSTHEORIE

Rosa Luxemburg ist häufig vorgeworfen worden, sie verfechte eine „Spontaneitätstheorie“, die die Rolle der marxistischen Partei als führende Kraft des Klassenkampfes schmälere, die Rolle der unorganisierten Arbeiterklasse überschätze und die Bedeutung vorausschauenden organisierten politischen Handelns leugne.

Treffender wäre die Feststellung, dass für Luxemburg Spontaneität und Organisation nicht etwa voneinander getrennte oder trennbare Aktivitäten bezeichnen, sondern unterschiedliche Momente ein und desselben politischen Prozesses – dass es also das eine ohne das andere nicht geben kann. Diese Überzeugung wurzelt in ihrer Auffassung, dass der Klassenkampf sich aus einem impulsiven Elementarzustand zu einem höheren politischen Niveau entwickeln kann. So schrieb sie 1910 in „Was nun?“:

Die Arbeiterklasse in allen Ländern *lernt* erst im Verlaufe ihres Kampfes kämpfen. [...] Die Sozialdemokratie [...], die nur die Vorhut des Proletariats ist, ein Teil der ganzen arbeitenden Masse, das Blut aus ihrem Blut und Fleisch von ihrem Fleische, die Sozialdemokratie sucht und findet die Wege und besonderen Lösungen des Arbeiterkampfes lediglich im Maße der Entwicklung dieses Kampfes, wobei sie aus diesem Kampf allein die Hinweise für den weiteren Weg schöpft.

Ihre Broschüre „Der Massenstreik, die Partei und die Gewerkschaften“ (1906) verfasste Luxemburg unter dem Eindruck einer Abfolge sozialer Proteste, die 1902 in Baku einsetzten, sich nach Kiew, Odesa und St. Petersburg ausbreiteten und schließlich 1905 das gesamte Russische Reich erfassten. Der Massenstreik manifestierte sich

zunächst lokal, in kleineren und größeren Städten, in Arbeiteraktivitäten, bevor er sich aufs Land ausweitete. Im Verlauf dieser Entwicklung brachten liberal-demokratische politische Ziele die Arbeiterklasse mit den fortschrittlichsten Elementen der Kapitalistenklasse zusammen, was schließlich zur Schaffung des ersten Parlaments in der Geschichte Russlands, der Duma, führte.

Anders als der rechte Flügel der deutschen Sozialdemokratie glaubte Luxemburg nicht, dass der Massenstreik als rein defensive Widerstandsform behandelt werden sollte; und ebenso wenig sah sie ihn als isolierten Vorgang. Für Luxemburg war der Massenstreik, wie Lea Haro formuliert, „das Signum“ des Klassenkampfes, der sich in Russland durch die jahrelange Untergrundarbeit von Gewerkschaftern und politischen Aktivisten entwickelt hatte. Luxemburg behauptete nicht, der Massenstreik führe zur Revolution, sondern vielmehr, dass eine revolutionäre Periode die ökonomischen und politischen Verhältnisse schaffe, die Massenstreiks ermöglichen. Solch „spontanes Handeln“ der Massen lasse sich durch eine politische Partei weder kanalisieren noch vorausplanen.

DIE SOZIALDEMOKRATIE, DIE SPD IN DEUTSCHLAND UND DER MASSENSTREIK

Nichtsdestotrotz dachte Luxemburg der Sozialdemokratischen Partei in Deutschland durchaus eine wichtige Rolle bei der Anleitung von Massenstreiks zu. Zwar glaubte sie nicht, dass die Parteiführung Massenstreiks „beschließen“ könne – vielmehr hätten die arbeitenden Massen selbst zu entscheiden, wann die Zeit dazu reif sei. Allerdings glaubte sie schon, dass die politische Einstellung der SPD eine entscheidende Rolle spielen werde, wenn es darum ging, den Charakter der Streiks und den Verlauf zu bestimmen, den die Streiks während einer revolutionären Periode nehmen würden:

Den Anlass und den Moment vorzubestimmen, an dem die Massenstreiks in Deutschland ausbrechen sollen, liegt außerhalb der Macht der Sozialdemokratie, weil es außerhalb ihrer Macht liegt, geschichtliche Situationen durch Parteitagsbeschlüsse herbeizuführen. Was sie aber kann und muss, ist, die politischen Richtlinien dieser Kämpfe, wenn sie einmal eintreten, klarlegen und in einer entschlossenen, konsequenten Taktik formulieren. Man hält nicht die geschichtlichen Ereignisse im Zaum, indem man ihnen Vorschriften macht, sondern indem man sich im Voraus ihre wahrscheinlichen, berechenbaren Konsequenzen zum Bewusstsein bringt und die eigene Handlungsweise danach einrichtet.

Die Voraussetzungen „spontaner“ Aktionen in Russland waren nicht aus dem Nichts gekommen. Ebenso wenig hatten die Arbeiter sich rein zufällig entschieden, einen Massenstreik zu beginnen. Die ökonomisch und politisch notwendigen Voraussetzungen bestanden bereits. Und in Deutschland kam es nicht nur darauf an, dass die SPD eine führende Rolle bei der Schulung des Proletariats und dessen Vorbereitung auf seine historische Rolle beim Umsturz des kapitalistischen Systems übernahm – die Partei als solche gehörte zu den zwingenden Voraussetzungen einer erfolgreichen Revolution.

Nun gilt es allerdings den historischen Kontext zu berücksichtigen, in dem Rosas Broschüre erschien. Mike Macnair hat ihn im britischen „Weekly Worker“ folgendermaßen skizziert: Die SPD hatte in den 1880er Jahren die Illegalität überlebt und im Lauf der Jahre den Anspruch entwickelt, eine revolutionäre Partei zu sein, allerdings keine, die darauf abzielte, unmittelbar die Macht im Staate zu übernehmen. Ihre These war, dass der Kapitalismus selbst seinem allgemeinen Kollaps entgegenging, einem „Zusammenbruch“ oder „Kladderadatsch“. Bis es soweit war, bestand die Aufgabe der Partei darin, die organisierte Arbeiterbewegung zur größten, stärkstmöglichen gesellschaftlichen Kraft zu machen. Wenn es dann zum Systemkollaps kam, würden die SPD und die mit ihr verbündete Arbeiterbewegung im weiteren Sinne befähigt sein, inmitten der untergehenden kapitalistischen Gesellschaft (Deutschlands) die politische Macht zu ergreifen. Angesichts der aktiven Rolle, die Luxemburg in der SPD spielte, spricht viel dafür, dass sie die Partei, ihre Existenz als gewaltige Massenbewegung und ihre strategische Grundorientierung als gegeben voraussetzte.

Man sollte allerdings nicht übertreiben. Luxemburg war zweifellos überzeugt, dass spontane Massenaktionen in der bevorstehenden Revolutionsperiode eine unverzichtbare Rolle spielen würden. Sie hielt jedoch daran fest, dass selbst der bestgeplante und disziplinierteste Massenstreik, wenn die notwendigen Vorbedingungen nicht erfüllt waren, sich von einem gewöhnlichen Arbeitskampf um höhere Löhne nicht unterscheiden würde und tragisch ausgehen könnte. Um den Massenstreik zu einem wirkungsvollen Instrument der Revolution zu machen, war es notwendig, dass Drang und Initiative zur Massenaktion von Arbeitern ausging, die von einer marxistischen Partei beeinflusst und angeleitet worden waren. Luxemburg ging es nicht darum, den deutschen Sozialisten lediglich „russische Lektionen“ darüber beizubringen, was in

einer wirklichen revolutionären Krise geschehen werde, sondern vielmehr klarzustellen, dass der allgemeine Zusammenbruch des Kapitalismus – dessen Gründe sie später in „Die Akkumulation des Kapitals“ herausarbeiten sollte – näher rücke und die SPD darauf vorbereitet sein müsse. ■

ETHAN EARLE

DIE WELTWEITE PROTESTWELLE DER JAHRE 2011-12

Wir haben nun etwas über Rosa Luxemburg und ihre Biografie, aber auch schon über ihre Theorien zur Frage des Massenstreiks und zur revolutionären Spontaneität erfahren. Ich möchte jetzt den großen Bogen in unsere Gegenwart schlagen, um das Thema Spontaneität im Kontext der Protestwelle zu erörtern, die in den Jahren 2011 und 2012 große Teile der Welt erfasste. Insbesondere werde ich in diesem Zusammenhang auf Occupy Wall Street (OWS) eingehen.

Den Arabischen Frühling im Blick, den ich aber ausweiten will, um die ganze Breite der Protestwelle zu erfassen – vom Iran durch große Teile des Mittleren Ostens über die „Bewegung der Plätze“ in Griechenland, 15M in Spanien, die Studentenproteste in Québec und Chile bis hin zu OWS –, hat der Rosa-Luxemburg-Experte Stephen Eric Bronner auf Rosas Gedanken über Spontaneität und Demokratiebewusstsein verwiesen: Sie böten einen ausgezeichneten Analyserahmen, der uns helfen könne, diesen spezifischen Augenblick unserer Geschichte zu verstehen.

Mit der OWS-Bewegung in den Vereinigten Staaten haben wir eine plötzliche, völlig unvorhergesehene Manifestation kollektiver Aktivierung erlebt, eine erstaunlich massenhafte Mobilisierung und Radikalisierung binnen kürzester Zeit und nicht nur im geographischen Sinne – quer durch das ganze Land. Innerhalb weniger Wochen kam es zu Hunderten von Besetzungsaktionen, und Hunderttausende von Menschen wurden von dieser Bewegung auf die eine oder andere Weise erfasst.

OCCUPY WALL STREET UND DER MASSENSTREIK

Von historischen Besonderheiten einmal abgesehen, können wir zwischen diesem Vorgang und dem, was Rosa in „Der Massenstreik,

die Partei und die Gewerkschaften“ als revolutionäre Spontaneität beschreibt, zahlreiche Analogien erkennen. Auf vier verblüffend ähnliche Aspekte möchte ich hier hinweisen: darauf wie erstens Jahre stiller, weitgehend unsichtbarer Organisationsarbeit plötzlich auf ganz unerwartete Weise in der öffentlichen Arena explosiv Wirkung zeigten; wie zweitens die Welle der Besetzungsaktionen (oder - in Rosas Fall - Streiks) sehr rasch ein Eigenleben und ihre eigene Logik entwickelte; wie drittens diese Spontaneitätswelle auf entschieden demokratische Weise der politischen Bildung (in vielen Fällen: Selbst-Bildung) unzähliger zuvor politisch desinteressierter Menschen zugutekam; und wie viertens die sogenannten Kaderorganisationen sich absolut unfähig zeigten, die Entwicklung, nachdem sie einmal in Gang gekommen war, zu steuern. An dieser Stelle möchte ich am Rande kurz auf Europa zu sprechen kommen, wo sich dies sowohl in Spanien als auch - insbesondere - in Griechenland zeigte: Dort zeichnete es Syriza aus, dass die Partei sich dem Protest anschloss, nicht aber versuchte, ihn zu vereinnahmen. Die griechische KP hingegen beging den großen Fehler, das Geschehen mal kleinzureden, mal steuern zu wollen. Sie mischte sich unter die „Bewegung der Plätze“, nur um verbiestert kundzutun, auf die dort verhandelten Probleme habe sie doch seit Jahr und Tag jedermann hingewiesen.

Es gibt also, wie mir scheint, genügend Belege dafür, dass Rosas Spontaneitätstheorie zum Verständnis der jüngsten Protestwelle erheblich beitragen kann. Strittiger, aber auch interessanter ist die Frage nach dem Verhältnis von Spontaneität und Organisation und danach, welche Rolle dieser Dynamik zukommt, wenn wir das Geschehen der letzten Jahre wirklich begreifen wollen.

Viele OWS-Teilnehmer, die sich in horizontalistischen und auf direkte Aktion orientierten Strömungen der Bewegung engagierten, verstanden die Besetzungsaktionen - das Moment der Spontaneität - als Selbstzweck, als die eigentliche Revolution. Aus dieser Sicht mögen Spontaneität und Organisation als zwei getrennte, nicht komplementäre Dynamiken erscheinen. Ich kann diese Position nicht teilen, weil ich sie für reduktionistisch halte; sie verführt zu einer Fetischisierung der Massen, als seien diese ein unerschöpflicher Quell revolutionärer Energien. Doch die Leute finden Jobs, verlieben sich, werden müde und gehen nach Hause. Demgegenüber ist auf Rosas Werk zurückgegriffen worden, um Vorstellungen wie die hier kritisierten zu rechtfertigen, und es stimmt, dass sie - besonders in „Der Massenstreik“ - gelegentlich dazu neigt, die Streiks mit der Revolution (mit großem „R“)

gleichzusetzen. Ich glaube aber, wer sie so auslegt, missversteht ihre Position. Ihr Werk steht, wenn man es als Bestandteil einer breiteren intellektuellen Strömung begreift, für ein ausgewogeneres Verhältnis zwischen Spontaneität und Organisation, in dem diese einander nicht widersprechen, sondern im revolutionären Kampf komplementäre Funktionen erfüllen.

Wenn es um die Bedeutung der Organisationsfrage bei der Einschätzung der Occupy-Erfahrung geht, so wird diese von unterschiedlichen Positionen aus betont. Da gibt es den bekannten Anarchismusforscher und Aktivisten David Graeber, der ausführlich über die Antiglobalisierungsbewegung und ihre Rolle bei der Organisationsarbeit im OWS-Frühstadium geschrieben hat, und andererseits etwa die trotzkistische Internationale Sozialistische Jugendorganisation. Ich denke an einen Artikel von Jennifer Roesch, die ebenfalls betont, dass es bestimmte Einzelpersonen waren, die Occupy Wall Street entscheidend prägten, auch wenn sie ihre Führungsrolle herunterspielten.

SPONTANEITÄT UND ORGANISATION MÜSSEN EINANDER ERGÄNZEN

Mir scheint, beide Versuche, diese Dialektik herauszuarbeiten, unterschätzen, wie stark auf dem Höhepunkt der OWS-Bewegung die Spontaneität im Vordergrund stand. Gewiss ist eine Art Herauskristallisierung von nicht eingestandenem unterschwelligem Aktivismus im Sinne Rosas zu erkennen, aber eine so starke Konzentration auf organisatorische Aspekte und deren Begründungszusammenhang mit Occupy erfasst nur spezifische Momente in bestimmten Lagern und vermag bei weitem nicht, die schöpferische Spontaneität zu erklären, die das Phänomen insgesamt in Gang brachte und vorantrieb. Die in der Zeit der Besetzungsaktionen erzeugte Dynamik ging, anders gesagt, über die Addition dieser – angenommenen – Elemente vorgegebener Organisiertheit und uneingestandener Führung weit hinaus.

Ich glaube aber schon, dass wir – als kritische Geister, aber auch als politisch Handelnde – auf dem richtigen Weg sind, wenn wir uns über diese Dialektik klar zu werden versuchen, und wir tun gut daran, uns gründlich mit der Erforschung sowohl der Spontaneität als auch der Organisation in ihrer wechselseitigen Bedingtheit zu befassen.

Es kommt jetzt entscheidend darauf an zu untersuchen, wie die Organisationsfrage sich in der Periode *nach Abklingen* der Spontaneität stellt – wie man deren Energien sozusagen speichern und zur

Schaffung zielorientierter, dauerhafter Organisationsformen nutzen kann, die dazu taugen, bestehende Machtstrukturen in Frage zu stellen und uns voranzubringen, so dass wir für den nächsten Spontaneitätsausbruch gerüstet sind. In der unmittelbar auf die Periode der Besetzungsaktionen folgenden Zeit haben wir eine Auffächerung dieser Energien in so unterschiedliche Projekte wie Occupy Sandy, Strike Debt und Occupy Our Homes erlebt; in Verfechter der Direkten Aktion im Rahmen progressiver Reformkämpfe, in Arbeiterkooperativen, in linke Sharing-Projekte – die Liste lässt sich endlos verlängern. Ob diese Energien sich einmal als Massenphänomen wiedererkennbar rekonstituieren werden, ist noch unklar. Klar ist jedoch, dass wir eine kräftige Injektion radikalen Denkens und Handelns in die US-amerikanische Zivilgesellschaft erlebt haben – und eine entsprechende Bereicherung der Vorstellungskraft.

Sicher, wenn wir über Organisationsmöglichkeiten diskutieren, ist der „500-Pfund-Gorilla“ der US-Politik nach wie vor die Staats-



*Sollte der Krieg ungestraft hingenommen werden? - Niemals! - Wenn uns zuge-
muetet wird, die Mordwaffen gegen unsere französischen oder anderen ausländi-
schen Brüder zu erheben, so erklären wir: „Nein, das tun wir nicht!“*

macht. Auch auf diesem Gebiet gab es interessante linke Vorstöße. Zwar lässt sich ein Kausalverhältnis zwischen diesen und OWS nicht nachweisen, aber dass da ein Zusammenhang besteht, ist unverkennbar. Ich könnte hier eine breite Palette von Beispielen anführen, die von der Wahl Kshama Sawants in den Stadtrat von Seattle zu Chokwe Lumumba, dem früheren Bürgermeister von Jackson (Mississippi), und der Wahl Ras Baraks zum Bürgermeister von Newark reichen, aber auch die Erfolge progressiver Demokraten wie Bill de Blasio in New York – und dennoch sind wir weit entfernt von einer Situation, in der eine echte Chance, die Demokratische Partei alsbald „übernehmen“ zu können, vorstellbar wäre.

An dieser Stelle lohnt es sich, speziell auf ein so kurze Zeit zurückliegendes Phänomen wie die Präsidentschaftskampagne des Vermonter Senators Bernie Sanders einzugehen. Ich wage zu behaupten, dass diese unvorhergesehene Kampagne, die im ganzen Lande ein hohes Maß an Begeisterung ausgelöst hat, in Wirklichkeit eine neue Periode der Spontaneität anzeigt – weniger die Kampagne selbst als die Reaktion der amerikanischen Bevölkerung. Erfahrene Linke sollten diesem Phänomen auf der Spur bleiben, sich damit auseinandersetzen und herauszufinden versuchen, wie der stille Organisationsprozess, welcher dem Niedergang des Phänomens unweigerlich folgen wird, sich am besten strukturieren lässt. Die außergewöhnlich große Aufmerksamkeit, die dieser selbsterklärte demokratische Sozialist mit Ideen erwecken konnte, die die Grenzen des „herkömmlichen“ politischen Diskurses bei weitem überschreiten, eröffnet neue Chancen. Diese sollten wir sorgfältig daraufhin prüfen, wie sie sich für die Weiterentwicklung der Linken in diesem Lande nutzen lassen.

Etwa gleichzeitig – und ich wage auch diesen Hinweis, obwohl ich mich nicht zu denen zähle, die vorschnell urteilen; schließlich geschieht all dies in Echtzeit! – etwa gleichzeitig also ist eine noch deutlichere Dialektik zwischen Spontaneität und Entwicklung in der Bewegung „Black Lives Matter“ (BLM) sichtbar geworden. Deren performative Politik dreht sich um eine klar umrissene Agenda und einen ebenso klaren Forderungskatalog. Es geht darum, ein echtes Bewusstsein strategischen Handelns zu entwickeln und fähig zu werden, bestehende Machtstrukturen zu verändern. Aus diesem Grunde erscheint die Kategorie der „Bewegung“ auch weitaus angebrachter, wenn von BLM die Rede ist, als im Falle OWS. Mit etwas kritischem Abstand werden wir deshalb wohl später auch in der Lage sein, BLM als eine Form des Fortlebens jener Energien, die während

Occupy freigesetzt wurden, und als einen Ausdruck fortschreitender Reife in der Sphäre der sozialen Bewegung der USA zu begreifen.

FAZIT

Rosa Luxemburgs Spontaneitätstheorie ist für die Analyse heutiger massenpolitischer Phänomene von großer Bedeutung, doch sie bleibt – was Rosa bewusst war – ohne tiefer greifende Analyse der Dialektik zwischen Spontaneität und Organisation unvollständig. Spontaneität bewirkt *Massenmomente* und erschließt der Vorstellungskraft des Volkes neue Zugänge, aber die solchermaßen freigesetzte Energie ist per se niemals nachhaltig. Organisation wiederum hilft uns bestenfalls, den so geweckten Geist politischer Opposition auf zielgerichtetere und nachhaltigere Weise zu bewahren. Organisationen agieren allerdings schwerfällig und geraten unweigerlich in Stagnationszustände, verlieren den Anschluss an neue Zeiten und bedürfen dann einer neuen Periode der Spontaneität, die sie durchrüttelt und ihnen frische Luft zuführt oder sie in manchen Fällen einfach beiseite wischt.

Ich denke, diesen weltpolitischen Augenblick kennzeichnet eine große Unmittelbarkeit. Zwar können wir Spontaneität nicht planen, wohl aber sie analysieren und besser begreifen lernen. Auf diese Weise gelangen wir auch zu einem besseren Verständnis der Formen, in denen der „Zeitgeist“, der in diesem Moment der Spontaneität seinen Ausdruck findet, sich am besten destillieren lässt und welche Destillate unserer kollektiven Energien das größte Potenzial dafür bieten, bestehende politische und ökonomische Strukturen zu untergraben und im Sinne des Fortschritts zu transformieren. ■

3

ROSA LUXEMBURG UND DER FEMINISMUS

NANCY HOLMSTROM

ROSA LUXEMBURG: EIN VERMÄCHTNIS FÜR FEMINISTINNEN?

Rosa Luxemburg ist sicherlich zu allen Zeiten ein Vorbild für Feministinnen, wenn es um ihr leidenschaftliches Engagement dafür geht, das Wesen unseres Unterdrückungssystems sowohl zu verstehen als auch – worauf es besonders ankommt – zu verändern. Und beispielhaft ist (nicht nur) für Feministinnen auch, wie sie ihr politisches und privates Leben lebte, unbekümmert darum, was man von Frauen erwartete oder eben nicht erwartete.

Aber hat Luxemburg Feministinnen ein theoretisches und politisches Vermächtnis zu bieten? Will sagen: Kann sie uns auf irgendeine Weise theoretisch anleiten, uns über Wesen und Gründe der Frauenunterdrückung klar zu werden? Wenn ja, inwiefern? Was würde sie zu den Theoriedebatten unter sozialistischen Feministinnen heute sagen? War sie überhaupt – in diesem Sinne – Feministin? Glich ihre Einstellung zur Frauenunterdrückung womöglich derjenigen, die sie gegenüber nationaler Unterdrückung einnahm? Und was die politischen Fragen betrifft, mit denen die Praxis Feministinnen heute konfrontiert: Kann Luxemburgs Werk uns in dieser Hinsicht irgendwie weiterhelfen?

Speziell über Frauen hat Luxemburg so gut wie nichts geschrieben, und in der Frauenbewegung hat sie sich nicht engagiert. Manche schließen hieraus, dass sie keine Feministin – oder jedenfalls nicht an Frauenfragen interessiert – gewesen ist. Ganz offenkundig waren diese nicht ihr primäres Interessengebiet, aber warum auch hätte das so sein sollen? Schließlich gibt es so etwas wie Arbeitsteilung.

ROSA ALS SOZIALISTISCHE FEMINISTIN

Clara Zetkin, die enge Freundin und Genossin Rosa Luxemburgs, ist für ihre Arbeit mit Frauen aus der Arbeiterklasse berühmt. Sie

betrieb auch die Bildung von Frauengruppen, was beispielsweise Lenin entschieden nervös machte. (Man könnte diese mit den feministischen Gruppen der 1970er Jahre vergleichen.) Ich kenne keinerlei Anhaltspunkt dafür, dass Luxemburg mit Zetkins Arbeit nicht einverstanden gewesen wäre. Ganz im Gegenteil: In einem ihrer letzten Briefe aus dem November 1918 bittet sie Zetkin um einen Beitrag zum Thema Frauen – einem Thema, „das ist so wichtig jetzt, und niemand von uns hier versteht etwas davon“. Es folgt die Einladung, die Redaktion eines Frauentils der Spartakus-Zeitung zu übernehmen: „Und die Sache ist so dringend! Jeder verlorene Tag ist eine Sünde.“

Angesichts dieser Korrespondenz und der kurzen Beiträge, die Rosa Luxemburg zu Frauenfragen geschrieben hat, sollte vollkommen klar sein, dass sie eine marxistische Feministin – oder eine sozialistische Feministin, wie wir heute sagen – war. Ich möchte zunächst ganz kurz erklären, was ich unter einer sozialistischen Feministin verstehe – manche sind Marxistinnen und manche nicht –, und dann Vermutungen darüber anstellen, wo Rosa wohl in den Debatten stehen würde, die wir heute miteinander führen.

Alle sozialistischen Feministinnen messen der Kategorie „Klasse“ im Leben der Frauen zentrale Bedeutung bei, doch gleichzeitig würde nicht eine unter ihnen sexuelle oder rassistische Unterdrückung auf den Aspekt der ökonomischen Ausbeutung reduzieren. Wir alle betrachten diese Aspekte unseres Lebens als untrennbar und systemisch miteinander verbunden. Die Klassenzugehörigkeit hat, anders gesagt, immer auch eine Gender- und Rassendimension. Zur Bezeichnung dieser Position ist der Begriff „Intersektionalität“ gebräuchlich geworden. Luxemburg hat den Zusammenhang zweifellos auch gesehen, als sie konstatierte, dass einige Formen der Unterdrückung alle Frauen gleichermaßen betreffen, andere jedoch in unterschiedlichem Maße, je nach Klassenzugehörigkeit oder Nationalität der Betroffenen.

Für Luxemburg genossen die spezifischen Bedürfnisse arbeitender Frauen durchaus Priorität, doch unterstützte sie auch Positionen, die manche womöglich als bloß bürgerliche Forderungen betrachten, beispielsweise die Abschaffung aller Frauen diskriminierenden Gesetze oder ihr Eintreten für das Frauenwahlrecht, das sie sowohl aus prinzipiellen als auch aus pragmatisch-politischen Gründen befürwortete. Frauen in die Politik zu bringen würde zum Kampf gegen die, wie sie sich ausdrückte, „erstickende Luft der Spieß-

bürgerfamilie“ beitragen, unter der selbst sozialistische Männer litten, und die sozialdemokratischen Reihen stärken. Mit diesen Positionen war Luxemburg den bürgerlichen Frauenorganisationen ihrer Zeit voraus. Aus gegebenem Anlass kritisierte sie einmal Sozialdemokraten, die sich im Interesse einer Wahlallianz mit Liberalen in Sachen Frauenwahlrecht kompromissbereit zeigten. Die radikalsten Sozialistinnen waren oftmals zugleich die besten Feministinnen.

ZUR RECHTFERTIGUNG DER EIN-SYSTEM-THEORIE

Die allgemeine Definition der Intersektionalität weist allerdings Unterschiede im Hinblick darauf auf, wie die verschiedenen Unterdrückungsformen aufzufassen sind und in welchem Verhältnis sie zueinander stehen. Manche sozialistische Feministinnen betrachten Kapitalismus und Sexismus (gewöhnlich „Patriarchat“ genannt) als zwei verschiedene, wenngleich einander überschneidende Systeme, die beide gleich verständnisrelevant sind. (Systeme rassistischer/ethnischer Unterdrückung werden dabei gewöhnlich berücksichtigt, aber darauf möchte ich an dieser Stelle nicht eingehen.) So wie für den Kapitalismus Unterdrückungs- und Ausbeutungsverhältnisse zwischen Kapitalisten und Arbeitern konstitutiv sind, so handelt es sich beim Patriarchat um ein System, in dem Männer Frauen unterdrücken. Manche sagen auch, dass Männer Frauen ausbeuten, und erklären dies auf unterschiedliche Weise. Diese Position wird als Zwei-Systeme-Theorie bezeichnet. Andere marxistische/sozialistische Feministinnen sind demgegenüber der Auffassung, dass es in der heutigen Zeit lediglich *eine* Art der Unterdrückung und Ausbeutung gibt, und dass diese ein System konstituiert, das aus sich heraus stringent erklärbar ist – nämlich das System des Kapitalismus. Allerdings spielen auch andere, spezifische Unterdrückungsformen wie der Sexismus im Rahmen dieses Systems in Abhängigkeit von Ort und Zeit eine mehr oder weniger wichtige Rolle.

Ein System? Oder zwei – oder mehr? Da handelt es sich um eine höchst abstrakte Frage der Theorie. Allerdings steht sie oft in Bezug zu einer überaus praktisch-politischen Frage: Welche politische Organisationsweise sollte Priorität genießen? Sollte es stets um Klassenfragen, Arbeitskämpfe und andere ökonomische Themen ohne genderbezogene Differenzierungen gehen? Oder ist es aus sozialistischer Sicht gerechtfertigt, frauenspezifischen Fragen ebenso viel

Gewicht beizumessen? Zwei-Systeme-Theoretiker(innen) werden einer Organisationsarbeit, die um Probleme sexueller (oder rassistischer) Unterdrückung kreist, stets ebenso große politische Bedeutung beimessen wie der Konzentration auf Klassenfragen. Und was spricht auch dagegen?

Aber welche politischen Konsequenzen wären aus der Sicht der Ein-System-Theorie, von der ich persönlich ausgehe, zu ziehen? Meiner Meinung nach impliziert sie – wie ich betonen möchte – durchaus nicht, dass Kämpfen gegen sexuelle (oder rassistische) Unterdrückung zwangsläufig eine geringere politische Priorität zukommt. Sozialistische Feministinnen versuchen beide Aspekte miteinander zu verbinden, wie auch immer sie über die abstrakte Frage denken mögen, ob wir es mit einem System zu tun haben oder mit zweien. Sozialistische Feministinnen treten heute genau wie liberale Feministinnen beispielsweise für die gesetzliche Verankerung des Rechts auf Abtreibung ein, verbinden dies aber darüber hinaus mit Forderungen nach dem Recht auf Familienplanung, auf Krankenversicherung, Kinderbetreuung, bessere Entlohnung (sicherlich mehr als 15 Dollar die Stunde) und gleichen Lohn für gleiche Arbeit – kurz mit allem, dessen es bedarf, damit Frauen der Arbeiterklasse tatsächlich über ihre Reproduktion selbst bestimmen können.

Dass Luxemburg die Ein-System-Position einnahm, scheint mir so gut wie sicher. In der Theorie jedenfalls wies sie dem Kapitalismus den Primat zu – als dem Rahmen, in dem andere Unterdrückungsformen sich entfalten können. Weniger sicher bin ich mir darüber, wie sie die Frage praktisch-politisch sah, würde aber gern annehmen, dass sie hier im Hinblick auf politische Prioritäten eine flexible Position einnahm (vielleicht, weil das meine Sichtweise ist).

FRAUENWAHLRECHT UND KLASSENKAMPF

In ihrem Artikel über „Frauenwahlrecht und Klassenkampf“ (1912) begründet Rosa Luxemburg eine theoretische Position, die auch für Debatten unserer Tage relevant ist. Sie schreibt da:

Als produktiv gilt – solange Kapitalherrschaft und Lohnsystem dauern werden – nur diejenige Arbeit, die Mehrwert schafft, die kapitalistischen Profit erzeugt. Von diesem Standpunkt ist die Tänzerin im Tingeltangel, die ihrem Unternehmer mit ihren Beinen Profit in die Tasche fegt, eine produktive Arbeiterin, während die ganze Mühsal

der Frauen und Mütter des Proletariats in den vier Wänden ihres Heimes als unproduktive Tätigkeit betrachtet wird. Das klingt roh und wahnwitzig, entspricht aber genau der Roheit und dem Wahnwitz der heutigen kapitalistischen Wirtschaftsordnung, und diese rohe Wirklichkeit klar und scharf zu erfassen, ist die erste Notwendigkeit für die proletarischen Frauen.

Dieses Zitat habe ich mehr als einmal benutzt, um klarzustellen, was unter (un-)produktiver Arbeit im Kapitalismus zu verstehen ist, und zwischen Unterdrückung einerseits und kapitalistischer Ausbeutung andererseits zu unterscheiden. Manche Feministinnen kränkt es sehr, dass Hausarbeit aus marxistischer Sicht „unproduktiv“ ist, und einige plädieren für einen „Hausfrauenlohn“. Das Luxemburg-Zitat besagt allerdings klar und deutlich, dass die Einstufung der Hausarbeit als unproduktiv weder herabsetzend noch sexistisch ist. Ein Zimmermann, der in staatlichem Auftrag arbeitet, ist in der Logik des Kapitalismus ebenso unproduktiv, obwohl seine Arbeit – als solche gesehen, und das ist sehr wichtig – durchaus produktiv ist, genau wie Hausarbeit. Es kommt darauf an zu begreifen, was „produktiv“ unter kapitalistischen Bedingungen bedeutet, nämlich die Produktion von Mehrwert, denn um diese dreht sich der ganze Kapitalismus als System. Natürlich erschöpft sich die Hausarbeitsdebatte nicht in dieser Klarstellung, doch ist der Hinweis wichtig. Luxemburg konstatierte schon 1912: „Hingegen sind die Frauen des Proletariats wirtschaftlich selbstständig, sie sind für die Gesellschaft produktiv tätig so gut wie die Männer.“ Sie zog diese Feststellung zur Einforderung des Frauenwahlrechts heran, denn sie veranschaulichte, dass patriarchale Vorstellungen von der „eigentlichen“ Bestimmung der Frau schlichtweg lächerlich geworden waren.

Ich stimme mit Luxemburg in dieser theoretischen Frage und ihrer Gewichtung überein. Wir sollten allerdings deren politische Bedeutung nicht überbewerten, finde ich. Selbst wenn Hausarbeit Mehrwert produzierte, hieße das nicht per se, dass Sozialisten verstärkt Hausfrauen organisieren sollten. Nehmen wir beispielsweise Wachleute privatisierter Gefängnisse, die als solche Mehrwert erzeugen. Obwohl sie vom Kapital ausgebeutet werden, wären sie sicherlich keine besonders viel versprechenden Adressaten sozialistischer Organisationsarbeit. Auf der anderen Seite sind Beschäftigte des öffentlichen Dienstes, obwohl im hier gemeinten Sinne nicht produktiv, heute eine Schlüsselgruppe gewerkschaftlicher Organisationsarbeit, und das – angesichts der Angriffe auf den öffentlichen Sektor – sehr zu Recht. Worauf Sozialistinnen und Sozialisten ihre Energien am besten konzentrieren sollten,

hängt eben von vielen Faktoren ab, und wir müssen immer wieder veränderte Verhältnisse in Rechnung stellen.

Die begriffliche Klarheit, mit der Luxemburg herausgearbeitet hat, was „produktive“ Arbeit in diesem verrückten kapitalistischen System bedeutet, ist auch hilfreich, wenn wir erklären wollen, warum der Kapitalismus letztlich auf die Zerstörung unseres Planeten hinausläuft und warum wir eine andere Gesellschaft schaffen müssen, in der nicht Profit, sondern die Erfüllung menschlicher Bedürfnisse Produktionszweck ist. Jede, die oder der heute Organisationsarbeit leistet, muss die zentrale Bedeutung dieser Erkenntnis berücksichtigen.

Luxemburg plädierte dafür, die Arbeiterfrauen unabhängig von der bürgerlichen Frauenbewegung zu organisieren, damit sie ihre spezifischen Bedürfnisse wirkungsvoller vertreten konnten, trat aber gleichzeitig auch für allgemeine Fraueninteressen ein. Kontroverser wurde und wird beurteilt, dass sie auch für die unabhängige Selbstorganisation von Frauen *innerhalb* der Arbeiterklasse und sogar unter Sozialisten eintrat, etwa indem sie Clara Zetkin ermutigte, eine Frauensektion des Spartakusbundes zu gründen. Mit dieser Position war sie, wie mir scheint, vielen heutigen Marxisten voraus.

Zusammenfassend lässt sich also sagen, dass Luxemburgs Leben und Werk sozialistischen Feministinnen unserer Tage eine ganze Menge zu bieten hat. Natürlich sollten wir bei ihr nicht die Antwort auf alle Fragen suchen, und vermutlich stoßen wir auch auf Gebiete der Nichtübereinstimmung, aber sicher nicht mehr, als sie unter den Autorinnen und Autoren dieses Buches zu finden wären. ■

PICK-UP-ARTISTEN, ASHLEY MADISON UND LIFESTYLE-FEMINISMUS

Der Slogan „Das Private ist politisch“ hat sich seit seiner Popularisierung durch *Second-Wave-Feministinnen* in den 1960er Jahren zu einem der beliebtesten feministischen Leitsätze entwickelt. In den letzten Jahren allerdings scheint er die Orientierung verloren zu haben. Seit Pop-Psychologie und Konsumpolitik die polit-ökonomische Analyse verdrängt haben, gilt „das Private“ als gleichbedeutend mit „dem Persönlich-Individuellen“, und was unter „Befreiung“ zu verstehen ist, scheint von individuellen Vorlieben abzuhängen, für gewöhnlich solchen ästhetischer oder sprachlicher Art. Oder der Anspruch scheint durch die Beachtung einer irgendwie frauenfreundlichen Etikette einlösbar. Wer ins Internet geht und sich die Top Hits populärer feministischer Literatur anschaut, findet sich in einem Ozean des Individualismus wieder – von zwischenmenschlichen Erfahrungsprotokollen („Wie eine feministische Hochzeit aussieht!“) bis hin zu pop-kulturellen Deutungsversuchen („Warum Beyoncé's jüngster ‚feministischer Vorstoß‘ so problematisch war“). Ja, der Feminismus dieser Tage verkommt zur Lifestyle-Orientierung, was oft genug mit dem altvertrauten Diktum „Das Private ist politisch“ verkauft wird.

An dieser Stelle muss etwas klargestellt werden: Besagtes Diktum, von der entschieden linken Feministin Carol Hanisch in einem ebenso betitelten Essay popularisiert, richtete sich vor allem *gegen* einen Feminismus, der die Welt so nimmt, wie sie ist, und akzentuierte die Einsicht, dass das Private eben nicht schlichtweg privat, sondern durchaus politikrelevant ist. Hanisch und anderen ging es gerade darum, politische Lösungen für private Probleme einzufordern, und nicht etwa, wie seither unterstellt, um die Reduktion politi-

scher Probleme auf psychologische Aspekte und die damit einhergehende Reduktion des Feminismus auf eine Art „Gesprächstherapie“.

Ich kann mir gut vorstellen, dass Rosa Luxemburg ihrerseits mit Hanisch einverstanden wäre, wenn diese schreibt: „Schon das Wort ‚Therapie‘ ist, bedenkt man die logischen Implikationen, ganz unzutreffend. Das Wort unterstellt, dass jemand krank ist und dass es eine Kur, also eine individuelle Lösung gibt. Die Annahme, dass ich oder irgendeine andere Frau erst einmal therapiert werden müsste, empfinde ich als grobe Kränkung. Wir müssen die objektiven Verhältnisse *ändern*, statt uns denselben anzupassen. Therapie aber heißt individuelle Anpassung an individualisierte Missstände.“

Luxemburg wird gelegentlich beschuldigt, die Frauenfrage unter den Teppich gekehrt zu haben, und da heißt es dann oft, sie reduziere die Frauenunterdrückung auf „Ökonomismus“ (ein kurioser Vorwurf, bedenkt man, dass er an eine Wirtschaftswissenschaftlerin adressiert ist, und ich bin sicher, männliche Vertreter dieser Wissenschaft werden selten mit ihm konfrontiert!). Sie war keine Sozialreformerin, das stimmt (obwohl sie Clara Zetkins Frauenarbeit energisch unterstützt hat). Aber ich würde sagen, dass Luxemburg der feministischen Sache nicht nur sehr bedeutende Einsichten zu bieten hat, sondern mit ihrem prägnanten „Ökonomismus“ das ganz konkrete (oder private) Frauenleben im Kapitalismus thematisiert hat.

MÄNNLICHE LUST UND FRAUENBEFREIUNG

Untersuchen wir – in einer Art Fallstudie – was alles geschah, als kürzlich die Website „Ashley Madison“ gehackt wurde. Ich meine nämlich, dass der Vorgang perfekt exemplifiziert, was wir bei Luxemburg über Liebe und Romantik lernen können.

Sollten sie es geschafft haben, von diesem Medienspektakel gnädig verschont zu bleiben – zu ihrem Verständnis: „Ashley Madison“ ist eine (natürlich kostenpflichtige) Website für Eheleute, die einen Seitensprung unternehmen wollen, von dem die Partnerin oder der Partner nichts erfahren soll. Jüngst wurden nun die Datenbank dieser Firma gehackt und sämtliche Kundendaten veröffentlicht. Rechte Republikaner entpuppten sich als Heuchler, die Sicherheit schwuler Männer in homophoben Ländern stand plötzlich auf dem Spiel, und eine Million heiße Aufnahmen würzten das Web.

Es verblüfft, wie entschieden Untreue auch im Jahr 2015 noch (korrekterweise) als gegendertes Phänomen aufgefasst wird.

Die Webseite wurde fast ausschließlich von Männern genutzt und die meisten „weiblichen“ Teilnehmer waren (wie eine „Gawker“-Recherche alsbald ergab) in Wirklichkeit Bots – also Accounts zur Täuschung der glücklosen männlichen Kundschaft. Und obwohl Ashley Madison allem Anschein nach jeglicher Sex abging, brachte der „Observer“ einen Artikel über den Vorgang, illustriert mit einem als Archetypus außerehelicher Affären gedachten Agenturfoto: Man sieht da Lego-Figürchen – einen stoppelhaarigen Mann (als Sinnbild männlicher LEGO-Virilität, wenn man so will) mit einer Pferdeschwanz-Blondine, und natürlich ist seine unansehnliche Ehefrau keifend und Bratpfannen schwingend hinter ihm her.

Die Szene ist zweifellos sexistisch, aber sie zapft erkennbar tief sitzende patriarchale Vorstellungen an: von männlicher Lust, der Abwertung älterer Frauen und der obligatorischen weiblichen Häuslichkeit – schließlich hat sie eine Bratpfanne in der Hand!

Aber was soll Rosa uns über einen solchen modernen, ebenso geschmacklosen wie intimen Zusammenstoß der Geschlechter sagen können?

Nun, Luxemburg sah die Frauenemanzipation, einfach gesagt, unmittelbar im Kontext der Emanzipation von der bürgerlichen Familie und bürgerlicher Liebe, sozialen Verhältnissen, die dem Kapitalismus selbst entspringen. Zhou Shangwen und Zhang Zhiya nehmen in ihrem Beitrag über „Rosa Luxemburg’s Contribution to the Movement of Women’s Emancipation“ kein Blatt vor den Mund: „Aus der Sicht vieler vulgärer Kerle und des bourgeoisen Zivilrechts ist *der* Herr im Hause, der das Brot hat, wer auch immer es sei. [...] Die Geschichte der Familienstruktur ist wahrhaftig die Geschichte der Frauenversklavung.“

Nun, da haben wir sie, die Bratpfanne: wir haben eine geschlechtsspezifische Arbeitsteilung, in welcher Frauen tatsächlich nicht einmal die häusliche Sphäre beherrschen, sondern diese lediglich bewohnen. Doch wie verhält sich das zu dem emotionalen Verrat, den Untreue im Kern ausmacht, und zum interpersonellen Charakter jeder Beziehung?

Luxemburgs Vorstellungen über Freiheit und Unabhängigkeit der Partner einer Liebesbeziehung sind ziemlich gut dokumentiert. Als ihre beste Freundin und Genossin, Clara Zetkin, sich weigerte, ihre Ehe lange nach Überschreitung des Verfallsdatums aufzugeben, belastete das die Freundschaft beider Frauen schwer, so lange, bis Zetkin sich schließlich scheiden ließ. Luxemburg war

überzeugt, dass die Institution der Ehe nicht allein auf Gleichheit gründen müsse, sondern auch bedingt sei. War erst einmal die Liebe erloschen und die Beziehung irreparabel, waren, wie sie meinte, beide Seiten zum Rückzug verpflichtet.

Luxemburg navigierte durch ihr eigenes Eheleben nach den gleichen Koordinaten. Die bürgerliche Ehe war für sie letztlich ein Instrument bürgerschaftlicher Teilhabe, auch wenn ihr romantische Empfindungen keineswegs fremd waren. „Wenn ich intuitiv spüre, dass er mich nicht mehr liebt“, sagte sie einmal, „werde ich davonfliegen wie ein verwundeter Vogel.“

„Verwundet“ – da bleibt sicherlich Raum für Schmerz und Trauer, aber Davonfliegen? Luxemburg war durchaus bewusst, dass sie dies nur tun konnte, weil bzw. wenn sie ökonomisch unabhängig war.

Bei feministischen Reformen hat man es, besonders in den Vereinigten Staaten, geschafft, die ökonomische Dimension von Intimität zu verdrängen. Das berühmteste Beispiel liefert der Verfassungszusatz über die Gleichberechtigung, der von reaktionären Kräften so lange blockiert wurde, bis er schließlich tot war. Selten wird das Vorhaben einer für alle zugänglichen Kinderbetreuung

Abolish the aristocracy. Confiscate all private wealth above a certain level. Use this to fund the overhaul of the food, housing, health and education systems. The economy? Repudiate national debt and war loans ~ we need a clean slate. Nationalise the banks, mines and heavy industry. Take over the public transport system. Occupy large landed estates and farm them collectively. A six-hour working day.



How do we achieve this? The people elect workers' and soldiers' councils. The central council of these bodies meets every three months and this directs the work of the executive committee. What else? Ah, yes, complete social and legal equality of the sexes.



Schafft die Aristokratie ab. Konfisziert alle Privatvermögen, die ein bestimmtes Maß übersteigen. Verwendet diese Mittel, um die Instandsetzung der Ernährungs-, Wohn-, Gesundheits- und Bildungssysteme zu finanzieren. Und die Wirtschaft? Keine Anerkennung der Staatsschulden und Kriegsanzleihen – wir müssen reinen Tisch machen. Verstaatlicht die Banken, die Bergwerke und die Schwerindustrie. Übernimmt das öffentliche Verkehrswesen. Besetzt die großen Landgüter und bewirtschaftet sie genossenschaftlich. Führt den Sechs-Stunden-Tag ein.

Wie schaffen wir das? Das Volk wählt Arbeiter- und Soldatenräte. Der Zentralrat dieser Gremien tritt alle drei Monate zusammen. So wird die Arbeit des Exekutivkomitees angeleitet. Was noch? Ach ja, völlige soziale und rechtliche Gleichstellung der Geschlechter.

erwähnt, gegen das Nixon sein Veto einlegte. Seinerzeit galt staatliche Kinderbetreuung als ein Mittel gegen Kindesmissbrauch – soziologische Daten deuteten auf die Klassenzugehörigkeit als Hauptfaktor hin –, doch das emanzipatorische Potenzial einer solchen Politik wäre ganz offenkundig Frauen zugutegekommen, die sich plötzlich eher in der Lage gesehen hätten, arbeiten zu gehen und vielleicht sogar (man denke!), ihre Männer zu verlassen, obwohl sie für kleine Kinder sorgen mussten. Nixon berief sich bei seinem Veto auf eine angeblich drohende „Bolschewisierung“ des Landes und die Gefährdung der herkömmlichen Familie. Also konzentrierte man staatliche Initiativen zur Bekämpfung des Kindesmissbrauchs lieber auf therapeutische und „kulturelle“ statt auf ökonomische Maßnahmen.

Im Ergebnis dieser schweren Niederlagen haben die Feministinnen sich selber auf sozialreformistische Positionen eingelassen. Der Diskurs kreist nicht mehr um Befreiung und Unabhängigkeit, sondern darum, wie man Frauen beibringt, wie sie zu leben haben, und Männern, dass sie Frauen nicht schlecht behandeln sollen. Was die Liebe betrifft, so lässt die einzige Erkenntnis, zu der die jüngsten Inkarnationen des individualistischen Feminismus gelangt sind, sich in einem billigen Moralismus zusammenfassen: „Die Männer müssen sich bessern.“ Aber warum sollten sie? Sollen Frauen, die Männer begehren, sich tatsächlich mit der bloßen Hoffnung auf eine stärker feministisch geprägte Kultur abspeisen lassen?

SEI LIEB, ODER ICH GEHE

Zum Glück haben sich Rosa Luxemburgs Gefühle nicht gänzlich verflüchtigt; noch immer erleuchtet der Glanz des materialistischen Feminismus das Reich des Intimen. Nehmen wir ein dänisches Beispiel. Unter dem Titel „Cockblocked by Redistribution“ hat Katie JM Baker in der Zeitschrift „Dissent“ das Buch „Don’t Bang Denmark: How To Sleep With Danish Women In Denmark (If You Must)“ besprochen, den Bericht über einen *pick-up artist* (einen Mann, der damit prahlt, wie er Frauen „herumkriegt“) namens Roosh. Es geht um den berühmten Autor einer Reihe von Reisebüchern, die im Wesentlichen Sextourismus-Führer sind. Roosh erklärt einem, wie man in diesem oder jenem Land Frauen „aufreißt“, aber von Sozialstaatlichkeit hält er ganz und gar nichts!

„Fans dieses Reiseschriftstellers“, schreibt die Rezensentin, „werden enttäuscht sein, dass in diesem überwiegend pazifistischen

Nanny-Staat', dessen Sozialleistungen zu den besten der Welt zählen, ‚Muschi buchstäblich in den Winterschlaf geht.‘“ Rooshs anfängliche Bewunderung für Sozialleistungen wirkt geradezu bezaubernd, sofern man einen Augenblick lang vergessen kann, dass dieser Mann es für eine Sportart hält, Teenager zu entjungfern. Und Baker referiert weiter: „Wer in Dänemark lebt, hat gar keine Vorstellung davon, wie man sich ohne Krankenversicherung oder kostenlosen Universitätsbesuch fühlt“, konstatiert Roosh entgeistert. „Dort fürchtet niemand, obdachlos oder dauerarbeitslos zu werden. Jeden, der fällt, fängt der Staat mit tröstender Hand auf. Für einen Amerikaner wie mich, dem man eingeredet hat zu glauben, dass man bis zum Umfallen arbeiten muss, um sich eine medizinische Grundversorgung oder Bildung zu verdienen, war das ziemlich schockierend.“

Der Schock weicht Unglauben und schließlich Wut, als Roosh bei Horden „der unweiblichsten und androgynsten Roboterfrauen“, denen er je begegnet ist, regelmäßig abblitzt. „Die haben keinen Tropfen weibliches Blut in den Adern“, geifert Roosh und kommt zu dem Schluss, dass die nordische Lady bei aller Attraktivität in der Regel gar keinen Mann braucht, „weil der Staat für sie und ihre Katzen sorgt, egal, ob sie beim Dating erfolgreich ist oder nicht.“

Roosh hat nicht (ganz) Unrecht! Dänemark erfreut sich tatsächlich eines der robustesten Sozialsysteme der Welt – mit genau der Art von Leistungen, die es einer Frau ermöglichen können, Aufdringlichkeiten zu ignorieren und treulosen Partnern den Laufpass zu geben. Soziale Rechte sind etwas anderes als Sexismusdebatten; sie kreisen nicht um Betteln oder Feilschen. Sozialleistungen verschaffen Frauen die Option, ultimativ zu werden: „Sei lieb, oder ich gehe.“

Echt marxistisch in Sachen Liebe ist nur eine Einstellung, die glaubhaft nachweisen kann, dass das Private politisch ist – nämlich in dem Sinn, in dem dieser Satz ursprünglich gemeint war. Die einzige „Antwort“ auf Vertrauensbrüche, Aufdringlichkeit, Untreue oder männliche Überheblichkeit besteht in der vollkommenen Emanzipation der Frauen als Klasse, und das heißt: Es geht es um Ökonomie – um Dinge wie umfassende Kinderbetreuung, Gesundheitsversorgung, Wohnverhältnisse, Alterssicherung, Bildung und Ausbildung etc. Dann und nur dann wird so etwas wie Untreue nicht mehr sein als menschliche Schwäche statt ein Fehlverhalten, hinter dem – mit seinem ganzen Gewicht – das Patriarchat steht. (Ohne den patriarchalen Kontext könnten wir, wenn wir wollen, auch nachsichtiger mit solchen Schwächen umgehen.)

Rosa Luxemburgs sogenannter Ökonomismus handelt in Wirklichkeit von den Grundvoraussetzungen dafür, dass wir lieben können. Er ist es, der Frauen das Wegfliegen erst möglich macht, ob verwundet oder einfach nur angewidert. ■■■

HELDIN DER REVOLUTION

Auf die Frage, ob Rosa Luxemburg Revolutionärin war, können wir nur mit Ja antworten. Sie war allerdings für die Politik der Linken im Übergang zum 20. Jahrhundert mehr als irgendeine Revolutionärin – sie war Visionärin und *agent provocateur* dieser Politik. Ihr Sozialismusverständnis steht exemplarisch für eine sublimen Form kritischen Denkens und loyalen Umgangs mit den Lehren revolutionärer Theorie und Ethik. Claude Lefort und Cornelius Castoriadis haben Luxemburgs Geisteshaltung gewürdigt, indem sie ihre Ende der 1940er Jahre gegründete Gruppe „Socialisme ou Barbarie“ (Sozialismus oder Barbarei) nannten. Hannah Arendt charakterisierte Rosa in ihrem Artikel „A Heroine of the Revolution“ („New York Review of Books“, 6.10.1966) als „die umstrittenste und missverstandenste Gestalt der deutschen Linken“. Raya Dunayevskaya, die Begründerin des Marxistischen Humanismus in den USA, porträtiert sie als unabhängige Intellektuelle, die sich furchtlos mit Revolutionslegenden wie Karl Marx und Wladimir Lenin anlegt, wo immer sie deren Auffassungen nicht teilt. Die mit Rosa verbundenen Kontroversen, ob zu ihren Lebzeiten oder später, können als eine Art Test darauf gelten, wie die Definitionen von Revolution, Gerechtigkeit und die immer wiederkehrende Frage, wie politische Theorie in effektive soziale Praxis umzusetzen ist, sich entwickeln. Kritisch eingestellt gegenüber Kompromissen, institutioneller Politik und Doppelstandards führte Rosa Luxemburg einen unerbittlichen Kampf gegen den internen Autoritarismus einer ganz überwiegend männlichen politischen Führung und gegen die allgemeine Einstellung einer obsoleten Linken, die den Kontakt mit den Massen und ihren Problemen verloren hatte. Ihre Theorien über den Massenstreik ebenso wie über das Problem des Imperialismus und die von diesem ausgehenden internationalen Kriegsgefahren hatte sie damit zu bezahlen, dass selbst revolutionäre Institutionen ihr, weit über ihren Tod hinaus, die politische Legitimität absprachen. Rosas

Unabhängigkeit und ihre Gleichgültigkeit gegenüber dem, was ihre Kritiker von ihr dachten, bilden in Theorie und Praxis gleichermaßen ihr revolutionäres Vermächtnis. Ihre geistige Unabhängigkeit und ihr Mut, selbstständig zu denken, ließen Rosa Luxemburg nicht nur zur Pragmatikerin *und* zur politischen Bilderstürmerin werden, sondern auch zum Beispiel einer Frau, die unabhängig in ihrer Zeit steht. In diesem Sinne war Rosa eine Feministin eigener Art. Das gilt insbesondere für ihre Einstellung zu intellektueller und publizistischer Arbeit, aber auch dafür, wie sie in einer Welt agierte, die ganz im Banne der Arroganz des ideologischen Dogmatismus und der periodisch auftretenden Furcht davor stand, die revolutionäre Theorie an den veränderten Realitäten neuer Generationen zu messen und zu aktualisieren.

ROSAS REVOLUTIONÄRES VERMÄCHTNIS

In „A Heroine of the Revolution“ geht Hannah Arendt auch auf Rosas Ethik ein, auf ihr ausgeprägtes Interesse daran, wie wahre Revolutionen entstehen, und auf ihren Glauben an die Macht der Massen, die sie höher veranschlagte als die von Parteipolitik und Intellektuellen. Arendt zufolge lernte Rosa aus Arbeiterrevolutionen, dass und wie Arbeitersolidarität und -einheit planmäßiger revolutionärer Organisationsarbeit vorausgeht. Rosa erkannte: „die Organisation der revolutionären Aktionen ‚muss und kann eben nur in den Revolutionen selbst gelernt werden, wie das Schwimmen nur im Wasser gelernt wird‘; dass Revolutionen von niemandem ‚gemacht‘ werden, sondern vielmehr ‚spontan‘ ausbrechen; und dass ‚der Handlungsdruck‘ stets ‚von unten‘ ausgeht.“ Arendt betont die moralische Statur Luxemburgs, die sie als realistischen, kritischen und vielleicht – zwischen den Zeilen – populistisch gestimmten Kopf porträtiert, letzteres im Hinblick auf Rosas „Glaube an die Fähigkeiten der Massen“. Dass Rosa bürgerlichen Ungehorsam als Machtmittel erkannte, das zum Boykott korrupter Politikeliten und zum Sturz der Staatsmacht führen konnte, stellte sie in die erste Reihe einer neuen Revolutionärgarde, die die Mobilisierung der Massen ins Zentrum ihres politischen Programms rückte. Mao Zedong und Ernesto „Che“ Guevara gründeten ihre Strategie des Guerillakriegs auf ebendieses Prinzip. Revolutionäre Führung musste sein, aber in Wahrheit waren die Massen die eigentlichen Protagonisten der Geschichte.

Rosas Revolutionstheorie geht über die Erwartungen hinaus, die einst Marx mit der Arbeiterklasse als historischer Kraft des

sozialen Wandels verbunden hatte. In „Der Anfang“, einem Text aus dem November 1918, fordert Rosa eine Umgestaltung der gesellschaftlichen Machtstrukturen, eine Dezentralisierung der politischen Debatte, weg von den staatlichen Institutionen, und eine totale „Zerstörung der kapitalistischen Klassenherrschaft“. Methodisch listet sie die nötigen Schritte auf dem Weg in eine radikal revolutionäre Republik auf, in eine neue Gesellschaft, die mit den alten Lebensgewohnheiten, dem Ancien Régime der Ausbeutung und Ungleichheit keine Kompromisse schließt. Leidenschaftlich und überzeugt schreibt sie, dass es keinen anderen Weg zur Revolution gibt als die unwiderstehliche Macht der wütenden Massen willkommen zu heißen – ihre ungeduldigen Forderungen und ihr Begehren, Macht ausüben zu können. Professionelle Aktivisten, Anführer und Intellektuelle: Sie alle müssen den ehemaligen Sklaven der kapitalistischen Ausbeutung, die die Revolution befreit hat, Platz machen. Wie schrieb Rosa im November 1918 in „Der Anfang“:

Jeder Schritt, jede Tat der Regierung müsste wie ein Kompass nach dieser Richtung weisen: [...] ständige Tagungen dieser Vertretungen der Masse und Übertragung der eigentlichen politischen Macht aus dem kleinen Komitee des Vollzugsrates in die breite Basis des A. und S.-Rates; schleunigste Einberufung des Reichsparlamentes der Arbeiter und Soldaten, um die Proletarier ganz Deutschlands als Klasse, als kompakte politische Macht zu konstituieren und hinter das Werk der Revolution als ihre Schutzwehr und ihre Stoßkraft zu stellen [...], Verdrängung der übernommenen Organe des absolutistischen militärischen Polizeistaates von der Verwaltung, Justiz und Armee.

Bemerkenswert ist, wie kategorisch Rosa sich ausdrückt, und das Gefühl der Dringlichkeit, das ihr wiederholter Rückgriff auf das Wort „unverzüglich“ unterstreicht. Ihre Ausdrucksweise ist nicht zufällig, sie verdeutlicht vielmehr, wie wenig sie von politischer Delegation und jedem Verzug bei der Entmachtung der vormaligen Herrschenden hält. Es ist eine Art Ethik der Ungeduld, die Rosa entwickelt, wenn sie immer wieder betont, wie gefährlich, ja irreversibel es sein kann, den passenden Augenblick oder die Verwandlung der Massen in Berufspolitiker abwarten zu wollen. Rosa prangert die Feigheit ihrer Genossen an, die dazu beitragen, „den Staat als Verwaltungsorganismus von oben bis unten ruhig weiter in den Händen der gestrigen Stützen des Hohenzollerschen Absolutismus und der morgigen Werkzeuge der Gegenrevolution“ zu belassen. Und „tut nichts, um die weiter bestehende Macht der kapitalistischen Klassenherrschaft

zu zertrümmern“, aber „sie tut alles, um die Bourgeoisie zu beruhigen, um die Heiligkeit des Eigentums zu verkünden, um die Unantastbarkeit des Kapitalverhältnisses zu sichern.“

BEREITSCHAFT ZU SELBSTKRITIK UND BRUCH

In ihrem Buch „Rosa Luxemburg, Women’s Liberation and Marx’s Philosophy of Revolution“ verortet Raya Dunayevskaya Luxemburgs Bereitschaft zu Selbstkritik und Bruch innerhalb der revolutionären Tradition. Im Widerspruch zu den gängigen Vorwürfen, Luxemburg mangle es an offen feministischer Militanz, hebt Dunayevskaya Werte hervor, die Rosa im Umgang mit der Überheblichkeit ihrer männlichen Kontrahenten als Revolutionärin erweisen. In ihrem Essay „The Break with Kautsky, 1910-11“ beschreibt sie Rosas Widerständigkeit so:

Luxemburg war, anders gesagt, nicht nur deshalb gegen die Gewerkschaftsführung, weil diese konservativ war, sondern weil sie sich nur um die organisierten Arbeiter kümmerte, obwohl doch die Unorganisierten, wie sie nachwies, so genau revolutionär und wichtig waren. [...] Sie hatte immer den Grundsatz, jedes Anzeichen von männlichem Chauvinismus zu ignorieren und kein Wort darüber zu verlieren. Das heißt durchaus nicht, dass sie seine Existenz ignorierte, doch sie ging davon aus, dass er, weil dem Kapitalismus geschuldet, nur mit der Abschaffung des Kapitalismus abzuschaffen sei. So wie sie gelernt hatte, mit unterschwelligem Antisemitismus in der Partei zu leben, lernte sie auch mit dem zu leben, was erst in unserer Zeit beim Namen genannt wird, dem männlichen Chauvinismus. Sie hielt nicht dagegen, obwohl auf der Hand lag, dass die Polemiken gegen sie, seit sie der Kerngruppe der orthodoxen Führung offen widersprach, eine Schärfe angenommen hatten, wie sie keinem männlichen Opponenten zugemutet wurde.

Dunayevskayas Hinweis auf Luxemburgs entschiedene Bereitschaft, die Auffassungen auch der eigenen Genossen in Frage zu stellen, bestätigt, dass Rosa Vorkämpferin eines kritischen Denkens im Einklang mit wahrhaft revolutionärem Handeln war und jeder Form von Opportunismus entgegentrat. Sie prangerte die Milde ihrer Mitkämpfer an und äußerte Besorgnis über die versöhnlerischen Neigungen des deutschen Sozialismus. Ihr Publikum stachelte sie zu radikalem Handeln an und zu einer ehrlichen Auseinandersetzung mit dem sozialistischen Projekt in seinem nicht-institutionellen Rohzustand. In ihrer berühmten Schrift „Sozialreform oder Revolution?“ (1900) erklärt sie unmissverständlich:

Da aber das sozialistische Endziel das einzige entscheidende Moment ist, das die sozialdemokratische Bewegung von der bürgerlichen Demokratie und dem bürgerlichen Radikalismus unterscheidet, das die ganze Arbeiterbewegung aus einer müßigen Flickarbeit zur Rettung der kapitalistischen Ordnung in einen Klassenkampf gegen diese Ordnung, um die Aufhebung dieser Ordnung verwandelt, so ist die Frage „Sozialreform oder Revolution?“ im Bernsteinschen Sinne für die Sozialdemokratie zugleich die Frage: Sein oder Nichtsein? In der Auseinandersetzung mit Bernstein und seinen Anhängern handelt es sich in letzter Linie nicht um diese oder jene Kampfweise, nicht um diese oder jene Taktik, sondern um die ganze Existenz der sozialdemokratischen Bewegung.

Für Rosa Luxemburg bedeuteten Revolution und Sozialdemokratie die Schaffung einer neuen Ordnung, in der die Macht der Massen nicht lediglich durch Delegation an Berufsrevolutionäre und Politiker ausgeübt wurde; vielmehr sollten die Massen an den theoretischen Debatten der Bewegung effektiv teilhaben und, statt länger Marionetten oder bloße Instrumente der Bewegung zu bleiben, Protagonisten der Geschichte werden. Rosa beschließt „Sozialreform oder Revolution?“ mit folgender Forderung:

Doppelt wichtig ist diese Erkenntnis für die Arbeiter, weil es sich hier gerade um sie und ihren Einfluss in der Bewegung handelt, weil es ihre eigene Haut ist, die hier zu Markte getragen wird. Die durch Bernstein theoretisch formulierte opportunistische Strömung in der Partei ist nichts anderes, als eine unbewusste Bestrebung, den zur Partei herübergekommenen kleinbürgerlichen Elementen die Oberhand zu sichern, in ihrem Geiste die Praxis und die Ziele der Partei umzumodeln.

Die Fähigkeit, selbst Entscheidungen treffen zu können, ist für Rosas Auffassung politischer Revolution und universeller Ethik zentral. In der Beurteilung des Weges, den sie ging, bleibt eine Frage umstritten: In welchem Grade war Luxemburg Feministin und an der Frauenfrage im Allgemeinen interessiert? Um Rosas Vermächtnis in dieser Hinsicht fair bewerten zu können, müssen wir womöglich über zwei perennierende Probleme nachdenken: über die Definition des Feminismus und über die Angemessenheit der theoretisch-kritischen Ansprüche, an denen wir unsere politischen und philosophischen Vorgänger messen. Rosa Luxemburg war die Situation der Frauen in ihrer Zeit keineswegs gleichgültig. Das Thema mag unter ihren Kampfzielen nicht obenan gestanden haben, aber auch Gender-Standards fanden ihr ganzes Leben hindurch kritische Beachtung. Ganz im Einklang mit ihrer Bekämpfung des Opportunismus

verzichtete Rosa darauf, sich als Opfer der Ungleichbehandlung der Geschlechter zu präsentieren. Das spricht für die Größe einer Frau, die sich entschied, keine Zeit für nutzlose Diskussionen mit Männern zu vergeuden, deren Unfähigkeit, die eigenen Ansichten in dieser Frage zu überdenken, ihr nur zu bewusst war. Rosa entschied sich, mit ihrer politischen Karriere ein Beispiel zu setzen, an dem andere Frauen sich orientieren konnten. Sie demonstrierte, dass es möglich war, sich als Frau, als Revolutionärin und Denkerin über die gesellschaftlichen Vorurteile der Zeit hinwegzusetzen.

DAS MARKENZEICHEN DES LUXEBURGSCHEN FEMINISMUS

In ihrem Aufsatz „Frauenwahlrecht und Klassenkampf“ (1912) greift sie die Frage auf und stellt fest:

Um das Frauenwahlrecht handelt es sich als Ziel, aber die Massenbewegung dafür ist nicht Frauensache allein, sondern gemeinsame Klassenangelegenheit der Frauen und Männer des Proletariats. Denn die Rechtlosigkeit der Frau ist heute in Deutschland nur ein Glied in der Kette der Reaktion, die das Leben des Volkes fesselt, und sie steht im engsten Zusammenhang mit der anderen Säule dieser Reaktion: mit der Monarchie. In dem heutigen groß-kapitalistischen, hochindustriellen Deutschland des zwanzigsten Jahrhunderts, im Zeitalter der Elektrizität und der Luftschiffahrt, ist die politische Rechtlosigkeit der Frau genau ein so reaktionäres Überbleibsel alter abgelebter Zustände wie die Herrschaft des Gottesgnadentums auf dem Throne.

Weiter schreibt sie:

Einer der ersten großen Verkünder der sozialistischen Ideale, der Franzose Charles Fourier, hat vor hundert Jahren die denkwürdigen Worte geschrieben: In jeder Gesellschaft ist der Grad der weiblichen Emanzipation (Freiheit) das natürliche Maß der allgemeinen Emanzipation. Das stimmt vollkommen für die heutige Gesellschaft. Der jetzige Massenkampf um die politische Gleichberechtigung der Frau ist nur eine Äußerung und ein Teil des allgemeinen Befreiungskampfes des Proletariats, und darin liegt gerade seine Kraft und seine Zukunft.

Es wäre wohl ungerecht, wenn wir unser Urteil darüber, ob und wie Rosa Luxemburg sich als feministische Kämpferin bewährt hat, von unseren heutigen Ansprüchen und Feminismusdefinitionen abhängig machten. Das Markenzeichen von Rosas Feminismus ist anders, in ihrer Welt und Zeit einzigartig. Es ist Ausdruck der Realität, in der

sie lebte und ihren eigenen Weg ging, als Aktivistin, Angehörige einer Minderheit und selbstständige Denkerin. Statt Luxemburgs Leistung mit unseren heutigen Maßstäben messen zu wollen und herabzusetzen, sollten wir Schärfe und Kühnheit einer Frau würdigen, die sich als unerbittliche Kritikerin, unabhängige Denkerin und Gründerin einer bedeutenden linken Gruppierung, des Spartakusbundes, ausgezeichnet hat. Wie viele ihrer Genossen und wie die meisten von uns hat sie Fehler gemacht – ihre militanten Strategien wiesen in mancher Hinsicht Mängel auf, und es hätte, wie üblich, mehr getan werden können. Aber mit dem größeren Abstand der historischen Rückschau zeigt sich, dass Rosas Vermächtnis ungeachtet der kontroversen Aspekte ihres Wirkens weiter lebt. Man könnte sogar sagen, dass gerade diese Widersprüche, gerade der für Rosa charakteristische Prozess kontinuierlicher offener Selbstreflexion, ihre Beweglichkeit und ihr Anti-Dogmatismus Aktivposten, ja Tugenden waren, denen andere Frauen und Revolutionäre gleich welchen Geschlechts nacheifern können. Rosa existierte jenseits der Provinzen der Nationalität und des Geschlechts, worin sich am klarsten ihr Universalismus zeigt und was der Grund dafür ist, dass sie auch heute, fast hundert Jahre nach ihrem Tod, immer wieder diskutiert und reinterpretiert wird wie hier in unserer Runde, als wäre sie unsere Zeitgenossin. Haltung und Intelligenz dieser entschiedenen Revolutionärin, die im Namen der Befreiung in all ihren Formen kämpfte, können eine neue Generation von Kämpferinnen und Kämpfern anspornen, die Ideale zu retten, für die sie kämpfte: Gerechtigkeit, Gleichberechtigung und individuelle Selbstbestimmung ohne Abstriche. Natürlich liegt es an uns, die Herausforderung anzunehmen und uns, wie Rosa, über obsoletere Dogmatismen und ideologische Sackgassen zu erheben. Es liegt an uns, nicht länger durch seichte Reformgewässer zu waten, sondern den Sprung zu wagen: Setzen wir auf die radikale Revolution kritischen Denkens. ■■■

4

DIE ROTE ROSA: EINE BIOGRAFIE ALS BILDGESCHICHTE

KATE EVANS

ROSA ERZÄHLEN (UND ZEICHNEN)

Oktober 2012: Plötzlich meldet mein E-Mail-Eingang eine ganz außergewöhnliche Anfrage: „Wären sie daran interessiert, Rosa Luxemburgs Biografie als Bildergeschichte zu zeichnen, mit den passenden Texten und so ausführlich, wie sie wollen?“

Rosa Luxemburg? Ich grübele. Ihr Name klingt vertraut. Sie ist einer dieser Menschen wie Emma Goldman oder Michail Bakunin, über die ich mich wirklich besser informieren sollte. Meine Antwort ist prompt und enthusiastisch: „Historisch-/anarcho-/biografisches Zeug übernehme ich gern. Mir gefällt die Möglichkeit, sowohl zeichnen als auch dazu texten zu können, was immer Sie von mir haben wollen. Ich könnte mir die Zeit dafür nehmen und mich auf eine kurze Abgabefrist einstellen. Dankeschön! Ja!“

Erst danach google ich, wer Rosa Luxemburg eigentlich ist. Und mir dämmert, welch erstaunlichen Auftrag ich da an Land gezogen habe.

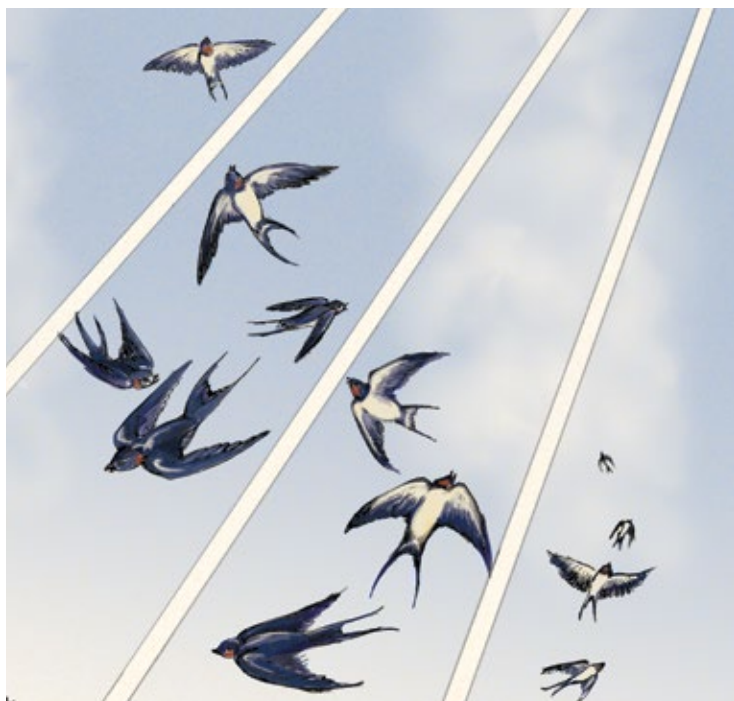
Drei Jahre später und nach x Fristüberschreitungen erscheint das Buch. „Red Rosa: A Graphic Biography of Rosa Luxemburg“ von Kate Evans, herausgegeben von Paul Buhle und veröffentlicht von Verso Books (16,95 US-Dollar oder 9,99 britische Pfund, wo Sie schon mal fragen) – unterstützt vom New Yorker Büro der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Hier mein Bericht über den Entstehungsprozess von „Red Rosa“.

DIE FRÜCHTE EINES ERFÜLLTEN LEBENS DESTILLIEREN

Der Auftrag lautete auf 120 Seiten Druckvorlage. Es gelang mir, Rosa Luxemburgs Geschichte in 179 zu packen. Da haben wir eine Frau, deren Opus viele Bände mit ökonomischer Theorie, revolutionärer Agitation und privater Korrespondenz füllt. Wie kriegt

man sowas zu fassen, auf so wenigen Seiten? In mancher Hinsicht erleichterte es meinen Job, dass ich mit Übersetzungen ihrer Schriften arbeitete, und dass, da sie eine Frau war und man ihre theoretischen Leistungen unterschätzt hatte, von ihrem Werk nicht allzu viel auf Englisch zu haben ist. Ich las alles, was ich kriegen konnte, aber es war schon hilfreich, dass nicht alles übersetzt ist.

Für die Vorstellung, die ich mir schließlich von Rosa machte, lieferte die 500 Seiten starke Verso-Briefedition „The Letters of Rosa Luxemburg“ die wertvollsten Primärquellen. Diesen Band las ich als Erstes (wobei ich erst zum Schluss das ausführliche Personenverzeichnis im Anhang entdeckte, das es mir viel leichter gemacht hätte zu verstehen, an wen sie da jeweils gerade schrieb). Meinen aufgeregt hingekritzelt Randnotizen lässt sich entnehmen, an welchen Stellen mir aufging, dass Rosa Luxemburg eine leibhaftige Dichterin ist, und dass es eine Freude sein würde, ihre Worte zu illustrieren. „Wunderbar wunderbar wunderbar“ steht auf Seite 425 am Rand unten rechts hingekritzelt. Rosa schreibt da aus dem Gefängnis: „Die Schwalben begannen schon ihren allabendlichen



Gesellschaftsflug, schnitten mit den spitzen Flügelchen die blaue Seide des Raumes in Fetzen, schossen hin und her und überschlugen sich mit schrillum Zirren in schwindelnder Höhe.“ Zufällig habe ich kürzlich auf einem Bauernhof gewohnt, wo die Schwalben sich exakt so verhielten. Ich wusste also genau, wie man das zeichnen musste.

Luxemburgs Briefe liefern private Details in üppiger Fülle – ihre vitale Persönlichkeit springt einem aus jeder Seite entgegen. Ihrem Liebsten schreibt sie: „So nehme ich Dich so scharf in die Klauen, dass Du quiekst, Du wirst sehen!“ Eines ihrer verdientermaßen berühmteren Zitate lautet: „Ich habe das Bedürfnis, so zu schreiben, dass ich auf die Menschen wie der Blitz wirke“. Wie bekommt man so eine Frau zu fassen? Und das bei so strikten Platzvorgaben?! Nur sechs Einzelbilder pro Seite mit jeweils nur wenigen Sätzen Text dazu hatte man mir zugestanden.

Verso schickte mir Rosas „Letters“ als PDF, womit ich ein durchsuchbares Dokument hatte und die Cut-and-paste-Funktionen benutzen konnte. Instinktiv begann ich, Zitate herauszupicken und nach Themen zu ordnen. Danach besaß ich einen Packen Word-Dokumente zu Themen wie „Elternschaft“ (Zitatbeispiele: „Schlagartig stieß mich etwas geradezu, dieses Bobo (Kind) zu ergreifen und mit ihm schnell nach Hause zu fliehen und als eigenes zu behalten.“) oder „Massenstreik“ („den Massenstreik nicht als mechanisches Rezept für politische Defensive, sondern als elementare Revolutionsform zu vertreten.“) oder „Dienstboten“ oder „Kontrolle“ oder „Krieg“. Die Liebesbriefe an Leo Jogiches speicherte ich in einem Ordner, die an Kostya Zetkin in einem zweiten und jene an Hans Diefenbach in einem dritten. Meine Lieblingsrubrik hieß „physische Details“. Auf Seite 23 verschickt Rosa „ich drücke Ihnen die Hand“, auf Seite 119 schreibt sie ihrem Liebsten: „Ich küsse mitten aufs Busserl und auf das Näschen, kräftig, kräftig.“ Hier eine Vignette von Seite 409: „als ich verzweifelte Versuche im Vorzimmer machte, um mein Jäckchen vom Kleiderständer herunterzulangen und meine Liliputgestalt verwünschte.“ Und wieder aus dem Gefängnis: „einsam, wie ich in meiner Bude saß, und schon um Mitternacht – in Kaskaden laut gelacht, wie Sie mich kennen.“ Ich hatte, als ich diese Dokumentation zusammenstellte, keine Ahnung, ob sie zu etwas nütze sein würde, doch später griff ich immer wieder darauf zurück – wie es aussieht, bildeten sie modulare Bausteine, um die herum die Geschichte sich entfaltete.

WIE EIN DONNERSCHLAG

Natürlich ist Rosa Luxemburgs Unfähigkeit, Mäntel von zu hoch montierten Garderobehaken herunterzukriegen, nicht das Wichtigste, was es über sie zu berichten gibt. Das Wichtigste sind ihre Theorien über revolutionäre Spontaneität, kapitalistische Krisen und ursprüngliche Akkumulation. Ich hatte schon früher mit dem Gedanken gespielt, ein Kapitalismusbuch zu schreiben. Mit meinem vorigen Buch – „Funny Weather: Everything You Didn't Want to Know About Climate Change but Probably Should Find Out“ – hatte ich mich bemüht, den wissenschaftlichen Erkenntnisstand über die elementare ökologische und soziale Krise unserer Zeit auf ein leicht zugängliches „Unterhaltungs“-Narrativ herunterzubrechen. Zum Thema Kapitalismus wollte ich etwas Ähnliches machen, etwas, das die Widersprüche des Systems scharf konturiert herausarbeiten sollte. „Wie ein Donnerschlag“ wollte ich die Menschen treffen. Ich wollte mir Marx' „Kapital“ vornehmen und dafür sorgen, dass es bei Comic-Lesern genau das bewirkte, was es bei mir bewirkt hatte, als ich es vor zwanzig Jahren zum ersten Mal las. „Red Rosa“ verschaffte mir nun die Gelegenheit, just dieses Buch zu schreiben.

Der revolutionäre Sozialismus des 19. Jahrhunderts bietet, um ehrlich zu sein, keine leichte Lektüre. Sein schriftlicher Nachlass erweckt den Eindruck, als hätten die Leute für Zeilenhonorar geschrieben oder so. Ich fing wieder mit „Das Kapital“ an (mit der *student edition*, versteht sich, bin ja keine Masochistin) und ackerte danach Luxemburgs „Sozialreform oder Revolution?“, „Der Massenstreik“, die „Einführung in die Nationalökonomie“ (die erstaunlich lesbar ist) und „Die Akkumulation des Kapitals“ durch. Vor letzterer (wirklich zäher Lektüre) kapitulierte ich und ging zu Rosas „Antikritik“ an der Aufnahme ebendieses Werkes über, die großartig ist. Sie ist wirklich witzig und beißend in der Auseinandersetzung mit ihren Kritikern. Gleichzeitig liefert sie eine leicht verständliche Übersicht über den Argumentationsgang der „Akkumulation“, die mich veranlasste, das Buch noch mal in die Hand zu nehmen. Diesmal schaffte ich es bis zum Ende. Als mir die Seiten vor den Augen verschwammen, entwickelte ich die Technik, aufzustehen und eine schwierige Passage laut zu lesen, denn auf diese Weise verstand ich, wie sich zeigte, ihren Sinn. Ich habe übrigens zwei Kinder und wurde also ziemlich oft unterbrochen. Doch es war die Mühe wert, glänzende und prophetische

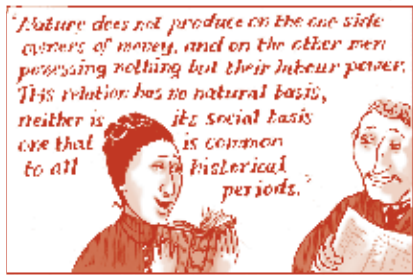
Passagen aus der „Junius-Broschüre“ oder aus „Martinique“ zu lesen. In „Sozialreform oder Revolution?“ gibt es eine Passage, bei der sich mir buchstäblich die Nackenhaare sträubten. Ich habe sie in „Red Rosa“ zitiert und wiederhole sie hier:

Da, wo die innere Tendenz der kapitalistischen Produktion zur grenzenlosen Ausdehnung auf die Schranken des Privateigentums, den beschränkten Umfang des Privatkapitals stößt, da stellt sich der Kredit als das Mittel ein, in kapitalistischer Weise diese Schranken zu überwinden [...]. Andererseits beschleunigt er als kommerzieller Kredit den Austausch der Waren [...]. Hat er einmal als Faktor des Produktionsprozesses die Überproduktion mit heraufbeschworen, so schlägt er während der Krise [...] die von ihm selbst wachgerufenen Produktivkräfte umso gründlicher zu Boden. Bei den ersten Anzeichen der Stockung schrumpft der Kredit zusammen, lässt den Austausch im Stich da, wo er notwendig wäre [...].

Er [...] bildet [...] den Sporn zu einer kühnen und rücksichtslosen Verwendung des fremden Eigentums, also zu waghalsigen Spekulationen. Er verschärft nicht nur als heimtückisches Mittel des Warenaustausches die Krise, sondern erleichtert ihr Eintreten und ihre Verbreitung, indem er den ganzen Austausch in eine äußerst zusammengesetzte und künstliche Maschinerie mit einem Mindestmaß Metallgeld als reeller Grundlage verwandelt und so ihre Störung bei geringstem Anlass herbeiführt.

Da hat sie die „Kreditklemme“ von 2008 beschrieben – 108 Jahre vor der Zeit!

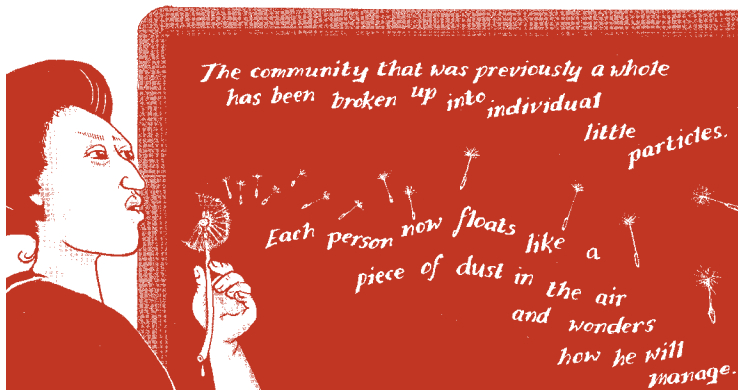
Die Befriedigung, die mir die Beschäftigung mit meinem Stoff verschaffte, so mühselig sie manchmal war, erwuchs zum Teil wohl aus dem Bewusstsein, dass ich jetzt die Chance hatte, ihn in ein viel zugänglicheres Format zu übersetzen. Wir leben in einer Clip- oder Schnipsel-Kultur. Eine 140-Buchstaben-Passage aus Luxemburgs Schriften zu extrahieren, ist keine Kleinigkeit, aber der Job eines *graphic novelist* besteht darin, Runde um Runde zu konzentrieren, zu redigieren und zu verdichten, bis die weitestmöglich minimierte Textmenge ein Maximum an Sinn transportiert. Diese Wirkung wird dann durch den Einsatz komödiantischer und erzählender Elemente sowie visueller Metaphern verstärkt. Mit alledem hat die Arbeit an diesem Buch mir wirklich Spaß gemacht. Ich schrieb und zeichnete da beispielsweise eine Sieben-Seiten-Sequenz, in der eine jugendliche Rosa ihren Brüdern bei Tisch die Grundzüge von „Das Kapital“ erklärt.



So ist nun mal der Gang der Welt, Rosa. So ist die menschliche Natur.
Wirklich?

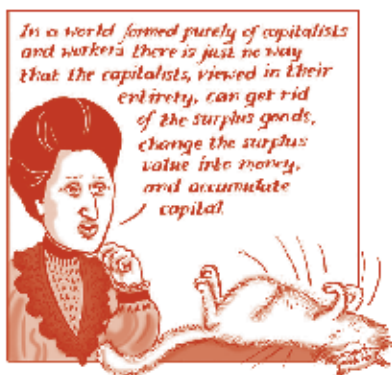
„Die Natur produziert nicht auf der einen Seite Geld- oder Warenbesitzer und auf der anderen bloße Besitzer der eignen Arbeitskräfte. Dies Verhältnis ist kein naturgeschichtliches und ebenso wenig ein gesellschaftliches, das allen Geschichtsperioden gemein wäre.“

Luxemburgs „Einführung in die Nationalökonomie“ sprengte ich, durch ein Zitat angeregt, mit Saatkörnern einer von Rosa persönlich angeblasenen „Pustebblume“.



Die Gemeinde, die ein Ganzes war, ist in einzelne Atome, in einzelne Partikelchen zerfallen. Jeder Mensch schwebt nun gewissermaßen wie ein losgelöstes Stäubchen in der Luft und mag sehen, wie er auskommt.

Und die Katze Mimi sorgte dafür, dass in „Die Akkumulation des Kapitals“ etwas los war.



Vielleicht absorbiert die Kapitalistenklasse den ausgeweiteten Konsumgütermarkt, indem sie Technologie kauft, um mehr Güter zu produzieren? Doch im nächsten Jahr kommen noch mehr Produkte auf den Markt. Das verschiebt das Problem bloß von Jahr zu Jahr. / Hör auf, Mimi. Du machst mich ganz schwindelig.

In einer ausschließlich aus Kapitalisten und Arbeitern bestehenden Welt ist es ganz einfach unmöglich, dass die Kapitalisten, insgesamt gesehen, ihre überschüssigen Güter los werden, den Mehrwert zu Geld machen und Kapital akkumulieren können.

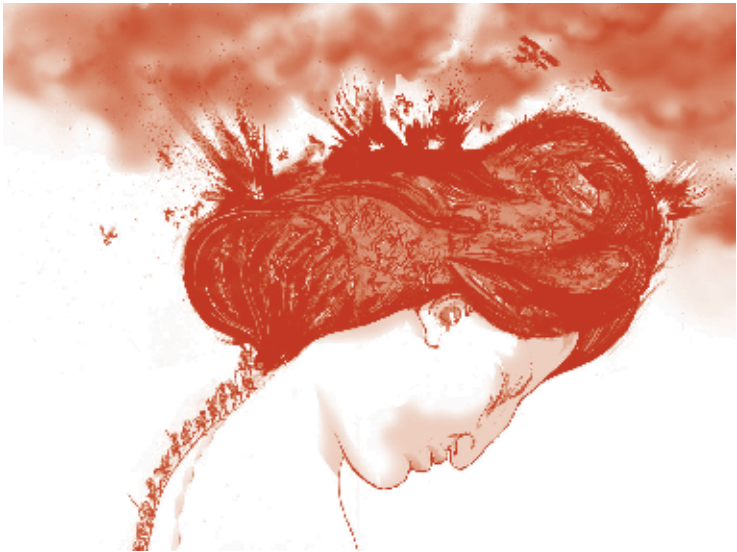
DIE WELT – UND DIE BUCHSEITE – IN BRAND SETZEN

Irgendwann stieß ich auf eine Formulierung Rosas, die zu meinem Lieblingszitat wurde: „Der Kapitalismus [...] ist bereit, die ganze Welt in Brand zu setzen.“ Ein wunderbarer Satz, aber um genau zu sein, muss ich gestehen, dass es *meine* Version des sperrigeren Originals ist. Das nämlich geht so: „Der deutsche Kapitalismus exportiert eifrig Maschinen, Stahl, Lokomotiven und Textilien in die Türkei und kollabiert nicht. Er ist vielmehr durchaus bereit, die ganze Welt in Brand zu setzen, um diesen Handel noch stärker zu monopolisieren.“

Es sieht so aus, als seien meine Spezialität Comics zu Themen, die gar nicht lustig sind. Alles, was ich bis dato geschrieben hatte, war die Darstellung bloßen Faktenwissens in Cartoon-Form. „Red Rosa“ bot mir zum ersten Mal die Gelegenheit, vielschichtige Narrative mit komplexen, real existierenden Charakteren zu erproben. Schließlich hatte ich das Skript eines Spielfilms, der in meinem Kopf lief, und musste das „nur“ noch zu Papier bringen, immer im Ringen mit der Platzknappheit, die mir die Direktive „höchstens sechs Einzelbilder pro Seite“ aufzwang. Dennoch genoss ich diesen Arbeitsprozess und die Möglichkeit, eine Erzählstruktur schaffen zu können, eine Brücke

in die Story hinein, die den Leser – mit überraschenden Drehungen und Wendungen – ganz einfach mitnimmt.

Seinen Höhepunkt erreicht das Buch mit Ausbruch des Weltkriegs. Luxemburgs Leben und Werk verlaufen erstaunlich synchron. In ihren ökonomischen Schriften kartographiert sie die unauf lösslichen Verknüpfungen zwischen Kapitalismus, Globalisierung und Militärisch-Industriellem Komplex (fünfzig Jahre, bevor diese Begriffe geprägt wurden). Dann kommt der Weltkrieg, ein sinnloses imperialistisches Massenmorden, gegen das Luxemburg und Karl Liebknecht fast allein, ganz auf sich gestellt, ankämpften. Diese Geschichte strukturierte ich in einem behutsamen Crescendo wachsender Anspannung und Verfinsterung, das auf die folgende, über zwei Seiten gehenden Illustration hinführt:



Der zweite bedeutsame Gleichklang zwischen Luxemburgs Leben und Werk besteht darin, dass sie eine Revolutionstheoretikerin war, die ihrer Beteiligung an „revolutionären Umtrieben“ wegen ermordet wurde. Das Buch kulminiert deshalb in einem Action-Film-Finale, handelt aber auch dabei von Dingen, die tatsächlich geschehen sind.

Mein Ehrgeiz, die deutsche Novemberrevolution von 1918/19 bildlich angemessen zu beschreiben, veranlasste mich, ein paar fast schon

fachidiotische, aber höchst befriedigende Bildrecherchen zu unternehmen. Erst seit Erfindung der Kodak-Rollfilmkamera im Jahre 1912 konnten Dokumentaraufnahmen von Live-Ereignissen gemacht werden, ohne dass die Beteiligten feste Posen einnehmen mussten. Die – bestens organisierte – deutsche Regierung hat historisch wichtiges Bildmaterial auf Archiv-Sites ins Web gestellt. Wie viel Bildrecherche erforderlich ist, um einen Comic-Roman schaffen zu können, erschließt sich Leserinnen und Lesern nicht ohne weiteres. Deshalb füge ich hier ein paar Beispiele des Quellenmaterials an, zusammen mit den fertigen Zeichnungen:



*„Wir proklamieren die Freie Sozialistische Republik Deutschland! Die Herrschaft des Kapitalismus ist gebrochen! Der Tag der Freiheit ist angebrochen!“ / LANG LEBE LIEBKNECHT!
... und am Stadtschloss ...
FRIEDEN
BROT*





ZURÜCK AUF EURE SCHIFFE, SOFORT!
BEFEHL DER MARINELEITUNG!


Sie können uns nicht alle festsetzen!
Macht mit! / Rettet unsere Brüder vor dem
Erschießungskommando!



29. September 1918. / Euer Majestät.
Der Zustand des Heeres gebietet
einen sofortigen Waffenstillstand.
/ Wir haben keine andere Wahl? /
Keine, Majestät.



Was aber in diesem Buch wirklich alles zusammenhält, ist natürlich Rosa selbst. Unbezwinglich, geistreich, frei von Furcht, kompromisslos – es war ein Vergnügen, all die vielen Facetten ihrer Persönlichkeit zu schildern.

Rosa die Revolutionärin, Rosa die Rebellin, Rosa die Sensible. Rosa als Schülerin, als Lehrerin, Theoretikerin, Journalistin, Unruhestifterin. Rosa die Liebende, Rosa die Dichterin. Ich hoffe sehr, ich bin ihr gerecht geworden. 

PAUL BUHLE

RED ROSA: DIE ENTSTEHUNG EINER COMIC-BIOGRAFIE

Dem New Yorker Büro der Rosa-Luxemburg-Stiftung ist dafür zu danken, dass sie in diesen wunderbaren Raum zur Erörterung eines Themas eingeladen hat, dessen Diskussion heute wichtiger denn je, ja lebenswichtig ist – zur Erörterung der Frage nämlich, was wir uns (wieder-)aneignen und an die nachfolgenden Generationen weitergeben müssen. Der Zeitpunkt ist günstig, denn mit etwas Glück sollte es uns gelingen, der Bedeutung unserer gemeinsamen Beschäftigung mit Rosas Leben und Werk die nötige Aufmerksamkeit zu verschaffen – eben weil wir in einer Zeit weltweiter bürokratischer Erschöpfung und beispielloser Ausplünderung leben, einer Zeit aber auch wachsender Massenbewegungen, die ihren Weg suchen.

Ich werde mich kurz fassen, möchte aber klar herausarbeiten, dass die scheinbar zufällige Koinzidenz zwischen Rosas Wiederentdeckung und der Entdeckung des Comics als seriöser Kunstform – als Mittel der Bildungsarbeit oder Waffe, aber auch als das beliebteste Druckerzeugnis des letzten Jahrhunderts – gar kein Zufall ist.

DER AUFSTIEG DES COMICS ALS KUNSTFORM

In Rosas letzten Lebensjahrzehnten begann die Kunstform des Comics überall in der westlichen Welt das Gebiet der Massenkultur zu erobern, die beliebtesten Rubriken der Tages- oder Sonntagszeitungen, in die sich die einfachen Leute, nicht zuletzt die arbeitenden Klassen, vertieften – zu ihrer Unterhaltung, aber, zumindest teilweise, auch, um ihren Horizont zu erweitern. Und bis Ende der 30er Jahre – in den zwei Jahrzehnten nach Rosas Martyrium – wurden, wenigstens in den Vereinigten Staaten, mehr Comic-Bände verkauft als von

allen anderen Periodika zusammengenommen. Der politische Gehalt vieler der Comics, die während des sogenannten Goldenen Zeitalters der Gattung in den 1940er Jahren erschienen, ist durchaus subtiler und vielschichtiger als die meisten Intellektuellen damals begriffen haben. Aber darüber ein andermal mehr.

Den entscheidenden Einschnitt in der Geschichte dieser Kunstform bilden rigoros realistische Comics zum Thema Krieg und Strips voller beißend-spöttischer Sozialkritik – in beiden Varianten aus dem Verlag Entertaining Comics, beide angeleitet von dem Giganten moderner Satire, dem Schöpfer der Zeitschrift „Mad“ und Anreger Monty Pythons ebenso wie von Saturday Night Live, den Simpsons und vielen andern mehr. Ich spreche von Harvey Kurtzman, einem Blue-Collar-Juden aus der Bronx, der damit groß wurde, dass seine Mutter ihm den „Daily Worker“ laut vorlas.

Der nächste Einschnitt kommt dann mit den sogenannten *underground comix*, die gegen den Krieg und für die Umwelt agitieren, wobei sie sich stets entschieden – wenngleich manchmal nur mit Mühe – jeder Zensur entziehen. Und der jüngste Einschnitt erfolgt mit der Anerkennung des Comics als Comic Art, zunächst in Teilen Europas, verspätet dann auch in den Vereinigten Staaten.

Bemerkenswert ist, dass diese jüngste Entwicklung mehr oder weniger mit dem Aufkommen neuer Lese- und Sehgewohnheiten – und neuartiger Massenbewegungen – zusammenfällt.

Das 20. Jahrhundert versinkt schnell in der Vergangenheit, und wir Linken empfinden das häufig als bedrückend. Nachdem ich so viele Lebensjahre damit verbracht habe, die Geschichte marxistischer Bewegungen zu erforschen, könnte ich geneigt sein, diesem Trübsinn recht zu geben, doch das entspricht durchaus nicht meiner Stimmung.

NICHTS IST UNAUSWEICHLICH, ALLES IST MÖGLICH

Sicher, die Namen oder Signifikanten, die unsere Vorgänger zu Tränen rührten oder wütend machten, zur Brandmarkung von Deserteuren und zur Verklärung linker Heiliger und Märtyrer führten – deren Bedeutung ist heute, außer für eine ziemlich kleine Minderheit, nicht mehr so klar. Marx hingegen ist seit einem Jahrzehnt zu einer Größe geworden, auf die alle Welt sich bezieht, denn wer könnte wie er den globalen Kapitalismus und seine Funktionsweise erklären?

Was uns fehlt, ist die Fähigkeit, die Massenbewegungen, die im Ergebnis dieser Entwicklungen – real und potenziell – entstehen, angemessen zu verstehen und zu erklären. Und es fehlt uns die richtige Art und Weise, dies alles so zu erklären, dass wir möglichst viele Menschen erreichen – nicht die eine überlegene Erklärungsweise, sondern viele unterschiedliche, um ganz unterschiedliche Leute in großer Zahl zu erreichen, insbesondere Arbeiter und Angestellte, Arbeitslose und alle, die guten Willens sind.

Ich behaupte ganz unbescheiden – denn da ich nicht die Künstlerin bin, fällt mir diese Unbescheidenheit leicht –, dass der Rosa-Comic eine Art Urtext ist, der es in sich hat: „Red Rosa“ regt dazu an, über Rosa Luxemburg als Person oder auch über die Stärken und Schwächen deutscher Sozialisten weit hinaus zu denken. Die Begeisterung, mit der junge Leute Senator Sanders' Kampagne aufgenommen haben, beweist, falls das noch nötig sein sollte, einmal mehr, dass „Sozialismus“, so schwer er zu definieren sein mag, durchaus keine überholte Idee aus grauer Vorzeit ist.

Geradezu als die Quintessenz neuzeitlicher Geschichte, und nicht allein der westlichen, könnte es allerdings gelten, dass die Sozialisten es nicht geschafft haben, den Ersten Weltkrieg zu verhindern – ein Versagen, das aus Jahrhunderten des Kolonialismus herrührt, wie Rosa vorausgesehen zu haben scheint, als sie die Überlebensbedingungen des Kapitalismus wirtschaftswissenschaftlich analysierte. Die meisten von uns werden, denke ich, schon längst zu der Schlussfolgerung gelangt sein, dass die sozialistischen Parteien und Arbeiterbewegungen der 1910er Jahre, als sie der Kriegsstimmung erlagen, sich zugleich von dieser Erblast rassistischer und umweltzerstörerischer Barbarei niederziehen ließen, ohne dass es ihnen bewusst geworden wäre.

Rosa versuchte, die widrigen Umstände zu überwinden, indem sie die Mobilisierung proletarischer Willensstärke und die Errungenschaften der damals jüngsten Geschichte beschwor. Der Aufschwung sozialistischer Bewegungen schien unausweichlich zum Erfolg zu führen, nur – unausweichlich ist nichts, und sie wusste es. Der Untergang des Kapitalismus, von dessen Bevorstehen viele ausgingen, war alles andere als unvermeidlich.

Comics – zumindest die, die ich meine – erzählen die Geschichte der kapitalistischen Entwicklung im Verlauf des letzten Jahrhunderts. Seit ungefähr einem Jahrzehnt bemühe ich mich, die Verbreitung dieser *stories-as-comics* zu fördern. Comics wie „Wobblies“

(Mitglieder der US-amerikanischen Gewerkschaft Industrial Workers of the World – d. Übs.) oder „Che: A Graphic Biography“ und andere gehen in Rosas Richtung, und das ist kein Zufall. „Red Rosa“ ist für mich der Gipfel, den Comics erreichen können, sei es als Geschichtsbuch, sei es als Kunstform. Ich hoffe, das Buch gefällt ihnen genauso gut wie mir. ■■■

5

SOZIALISMUS ODER BARBAREI

EIN NICHT GANZ NEUER PLAN ZUR RETTUNG DES PLANETEN

Rosa Luxemburg habe ich, neben Leo Trotzki, in jungen Jahren entdeckt, genauer gesagt als Student, der eigentlich etwas unmittelbar Nützliches hätte lernen sollen, eine Fremdsprache vielleicht oder – beispielsweise – wie man jongliert.

Dass ich mich zuerst, vor irgendwelchen anderen, für diese beiden Marxisten interessierte, lag wohl daran, dass sie einerseits unbefleckt von den Verbrechen des Stalinismus zu sein, andererseits doch konsequent linke Perspektiven zu bieten schienen.

Luxemburg zeichnete es in meiner Vorstellung aus, dass sie eine typische Dritte-Internationale-Marxistin war. Das sage ich nicht, um ihre originären intellektuellen Leistungen herabzusetzen, sondern um zu betonen, in welchem Ausmaß, ja vielleicht Übermaß das Luxemburg-Narrativ durch ihre Kritik an (Lenins) „Was tun?“ und an der Überzentralisierung geprägt ist, die sie in der bolschewistischen Partei und dann in der Frühzeit der Sowjetregierung wahrnahm.

Luxemburg war es, die ihre Mitstreiter daran erinnerte: „unter uns offen heraus: Fehlritte, die eine wirklich revolutionäre Arbeiterbewegung begeht, sind geschichtlich unermesslich fruchtbarer und wertvoller als die Unfehlbarkeit des allerbesten Zentralkomitees“. Und Luxemburg war es auch, die für die „bourgeoisen“ Freiheiten eintrat: für Rede-, Versammlungs- und Meinungsfreiheit, die für das Leben in der Sowjetunion so wertvoll gewesen wären.

Aber diese Rosa-Sicht ist auch dazu benutzt worden, die Tatsache zu verschleiern, dass Luxemburg von anderen revolutionären Sozialisten in vieler Hinsicht ununterscheidbar ist – in der Tradition der Trotzki, Lenin und Gramsci. Obwohl sie eine wahre Fundgrube

an persönlichen Aufzeichnungen und Briefen hinterlassen hat, die sie menschlicher und zugänglicher als Lenin erscheinen lassen, und obwohl sie der Bürden staatlicher Machtausübung, die auf Lenin lasteten, ledig war, stand sie ihm doch viel näher als irgendeinem ihrer Kontrahenten in der deutschen Sozialdemokratie.

DIE KLIMAKRISE ALS PRODUKT DES KAPITALISMUS

Meinen Auftrag, speziell auf das einzugehen, was Luxemburg in Sachen Klimawandel – der drängendsten Herausforderung unserer Zeit – zu bieten hat, möchte ich deshalb zu der Fragestellung ausweiten, was wir von Lenin oder Trotzki oder Gramsci oder anderen revolutionären Sozialisten jener Generation lernen können.

Zunächst einmal heißt das, dass wir über den Kapitalismus sprechen müssen. Sozialisten betrachten den immer bedrohlicheren Klimawandel ebenso wie die allgemeinere Umweltkrise zu Recht als Phänomene, die im Wesen der kapitalistischen Produktionsweise sowie im Missbrauch der Naturressourcen zum kurzfristigen Nutzen einer kleinen Minderheit wurzeln.

Mit ihrer Schrift „Sozialreform oder Revolution?“ reagierte Luxemburg auf Eduard Bernstein und andere in der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands, die das Minimalprogramm, also den Katalog sofort umzusetzender Reformen, für welche die Sozialisten die Leute gewinnen wollten, verabsolutierten. Die Revolutionäre beharrten auf der Klarstellung, dass es zugleich darum gehe, über den Kapitalismus hinauszukommen, den Sozialismus aufzubauen und eine ethisch-moralische Vision der neuen Gesellschaft zu präsentieren, statt zu unterstellen, die werde ja, ob zwangsläufig oder zufällig, ohnehin zustande kommen.

In diesem Geiste vorzugehen, ohne einfach historische Vorgänge nachstellen zu wollen, hieße heute zu erörtern, wie eine rationale Begrenzung des Ressourcenverbrauchs aussehen könnte, die weder auf eine Bestätigung des Status quo und damit letztlich den beschleunigten Fortgang des Klimawandels, noch auf eine Art grüner Austeritätspolitik zu Lasten der Arbeiter hinausläuft.

Wichtig ist auch, sich in Erinnerung zu rufen, dass Sozialisten anders als die Ultralinken, mit denen Luxemburg sich zu ihrer Zeit herumschlug, zutiefst an Reformen im Hier und Jetzt interessiert sind. Die Klimakrise ist akut. Wir können den Kapitalismus anklagen, aber es wird nicht gelingen, schnell genug hinreichend starke

Bewegungen zu schaffen, die rechtzeitig zur Rettung des Planeten das System als Ganzes übernehmen können. Wir müssen also fürs Erste innerhalb des Kapitalismus gegen den Klimawandel vorgehen.

Was gar nicht geht, ist, den Leuten zu sagen, sie sollten stillsitzen und auf die Revolution warten.

Wir können, als erklärte Sozialisten und gemeinsam mit Bündnispartnern, für Soforthilfemaßnahmen mobilisieren, die vor allem den unmittelbar gefährdeten Menschen im globalen Süden, aber auch armen Communities im Norden dabei helfen, mit Ursachen und Folgen des Klimawandels fertig zu werden. Aber wir können diese Aufgabe so anpacken, dass daraus eine Bewegung entsteht, die sich nicht allein mit dem Klimawandel, sondern mit der Umweltkrise im Allgemeinen und der irrationalen Produktionsweise des kapitalistischen Systems auseinandersetzt, der diese Probleme geschuldet sind.

DIE WICHTIGSTEN LEHREN

Sozialisten in der Tradition Rosa Luxemburgs glauben durchaus nicht, mehr als kleine Reformen seien ohnehin nicht zu erhoffen. Deren Wert besteht für uns darin, dass sie den Beschäftigten nützen. Außerdem wissen wir, dass Bewegungen im Kampf mit Schlüsselfragen – wie etwa der Begrenzung von CO₂-Emissionen oder der Einführung einer Karbonsteuer – zunächst kleine Schlachten schlagen und gewinnen müssen. Nur auf diesem Wege können sie das Maß an Erfahrung und Selbstvertrauen akkumulieren, das sie befähigt, den Kapitalismus als Ganzes anzugehen.

Aber noch etwas anderes sollten wir von den revolutionären Sozialisten unbedingt lernen. Es geht dabei um die Frage, wie unsere Klimagerechtigkeitsbewegung sich zusammensetzt und welches ihre Verbündeten sein sollten. Lenin und Luxemburg würden uns in Erinnerung rufen, dass dies Bewegungen sein sollten, deren Speerspitze Arbeiter bilden und die – obschon im Bündnis mit einem viel breiteren Spektrum – grundsätzlich Arbeiterinteressen widerspiegeln.

Wir können uns ausmalen, dass viele der Forderungen, die wir erheben – Übergangsschritte hin zu erneuerbaren Energien, höhere Emissionsstandards, Schließung von Kohlekraftwerken – auf kurze Sicht grünen Kapitalisten nützen werden. Wir könnten sogar, wie Christian Parenti, anregen, dass der Staat – der gleiche Staat, der so viele schreckliche Dinge tut – seine Kaufkraft dazu nutzen sollte,



neuen grünen Technologien zum Durchbruch zu verhelfen, indem er neue Branchen aus dem Boden stampft. Aber das liegt in der Natur der Sache, wenn man innerhalb der Grenzen des Kapitalismus Forderungen erhebt. Der große Unterschied ist, ob wir einräumen, dass unsere Forderungen darauf hinauslaufen könnten, grünen Kapitalisten zu nützen, oder aber behaupten, grünes Kapital solle in unseren Bewegungen mitreden können oder gar an ihrer Spitze stehen.

In einer Sprache, die 2016 ein wenig deplatziert erscheint, können wir auf Luxemburg schauen und Nein sagen zur „Klassenkollaboration“.

Von den gleichen Beispielen ausgehend können wir auch vor dem Klassencharakter vieler Nichtregierungsorganisationen in der heutigen Klimagerechtigkeitsbewegung auf der Hut sein und uns darüber Gedanken machen, wie grundsätzliche Alternativen aussehen könnten, die in Kämpfen von Beschäftigten verankert sind, und wie sich deren Mobilisierungsformen und Aufklärungsarbeit möglicherweise unterscheiden.

Über die Klimafrage politisch seriös nachzudenken und uns darüber klar zu werden, wo wir stehen (im Kapitalismus, einem ausbeuterischen System, das uns der Umweltkatastrophe entgegenreibt), was wir zu tun haben (breite Bewegungen zu schaffen und schließlich eine Partei, die ausdrücklich in den Interessen der Arbeiterklasse verankert ist), und wo wir hin müssen (mit Mehrheiten hin zu einer anders gearteten Gesellschaft, einer sozialistischen Gesellschaft, die dazu geschaffen ist, den Bedürfnissen der übergroßen Mehrheit zu dienen) – so zu denken heißt zu denken, wie Luxemburg oder jeder ihrer Genossen gedacht haben würde. ■

ALYSSA BATTISTONI

SOZIALISMUS ODER NATURKOST: LUXEMBURGSCHES ANTWORTEN AUF UNSERE KLIMAKRISE

Die Welt, in der Rosa Luxemburg vor einem Jahrhundert lebte, arbeitete und schrieb, war ganz buchstäblich eine andere – selbst wenn schon damals die Konzentration der Kohlenstoffmoleküle in der Atmosphäre und die globalen Durchschnittstemperaturen im Anstieg begriffen waren. Heute, zu Anfang des 21. Jahrhunderts, mögen die Aussichten für die kommenden hundert Jahre düster erscheinen. Der Klimawandel droht, Küstenstädte zu überspülen, große Dürren und schreckliche Stürme mit sich zu bringen, Millionen aus ihrem Zuhause zu vertreiben und zahllose Spezies gänzlich von diesem Planeten zu tilgen. Es ist also nicht schwer, sich barbarische Zustände vorzustellen.

Zwar waren es andere Krisen, die Luxemburg vorschwebten, als sie uns vor die Wahl stellte, zwischen Sozialismus oder Barbarei zu entscheiden. Aber ihre Erkenntnisse über den Kapitalismus können dennoch zum Verständnis des Dilemmas beitragen, vor dem wir heute stehen – und zur Konkretisierung unserer Vorstellungen, wie eine Alternative auszusehen hätte.

Eine der wichtigsten Erkenntnisse, die Luxemburg in „Die Akkumulation des Kapitals“ darlegt, besteht in dem Hinweis, dass der Kapitalismus abhängig ist von einem „Außen“ – nämlich davon, dass es nichtkapitalistische Gesellschaften und Gebilde gibt, auf die er im Zuge seiner kontinuierlichen Expansion zugreifen kann. Die kapitalistische Ökonomie bedarf einer externen Quelle, aus der

sie Ressourcen schöpfen kann, die ihr billige Arbeitskräfte liefert und Surplus-Waren abkauft usw. Der Kapitalismus, schreibt sie, „braucht nichtkapitalistische soziale Schichten als Absatzmarkt für seinen Mehrwert, als Bezugsquellen seiner Produktionsmittel und als Reservoirs der Arbeitskräfte für sein Lohnsystem.“ Doch da handelt es sich um einen selbstzerstörerischen Prozess: Sobald der Kapitalismus zur alleinigen Produktionsweise wird, kann er nicht mehr funktionieren, weil es kein Außen mehr gibt, auf das er noch zugreifen könnte.

Für Luxemburg ist dies sein Hauptwiderspruch. Die kapitalistische Form des Wirtschaftens, sagt sie, ist „aber zugleich die erste, die allein, ohne andere Wirtschaftsformen als ihr Milieu und ihren Nährboden, nicht zu existieren vermag, die also gleichzeitig mit der Tendenz, zur Weltform zu werden, an der inneren Unfähigkeit zerschellt, eine Weltform der Produktion zu sein.“

Im Zentrum ihrer Beschäftigung mit der „Außenseite“ des Kapitalismus steht für Luxemburg der Imperialismus. Dass der Kapitalismus imperialistische Züge annimmt, ist unausweichlich, weil er sich unablässig in neue, nichtkommodifizierte Gesellschaften hinein ausdehnen muss, um frische Ressourcen zu erlangen und neue Märkte für die Absorption seiner Überproduktion zu schaffen. Die ursprüngliche Akkumulation ist also kein einmaliger historischer Vorgang der „Einhegung“ (wie im historischen Fall der Allmende-Privatisierung – d. Übs.), sondern im Kapitalismus ein anhaltender Prozess. Zu der Zeit, in der Luxemburg ihn beschrieb, erschien es ihr allerdings, als näherte sich dieser Expansionsprozess seiner Vollendung und als sei der Kapitalismus somit in sein Endstadium eingetreten. Bald würde er sich, dachte sie, flächendeckend über den gesamten Globus ausgebreitet haben. War dieser Punkt erreicht, stand sein Zusammenbruch unmittelbar bevor.

DIE AKKUMULATION VON MÜLL UND CO2-EMISSIONEN

Doch wie wir wissen gelang es dem Kapitalismus, Expansionsmöglichkeiten zu finden, die Luxemburg sich noch gar nicht vorstellen konnte. Wohl hatte sie erkannt, dass es sich bei dem Phänomen der ursprünglichen Akkumulation um einen fortlaufenden Prozess handelt. Aber die kapitalistische Expansion beschränkt sich nicht auf die erzwungene Kommodifizierung „vorkapitalistischer“ Gesellschaften; sie vollzieht sich auch „innerkapitalistisch“, indem sie Räume und

Formen vormals nichtkommodifizierter Aktivitäten erfasst. Darüber hinaus bewirkt die Eigendynamik des Kapitalismus selbst, wie David Harvey konstatiert, dass innerhalb von Gesellschaften, die bereits kapitalistisch sind, unterschiedlich entwickelte Räume entstehen. Neu erschließbare Akkumulationsquellen gibt es also sogar in einer Welt, die weitgehend durchkapitalisiert ist. Hundert Jahre nach Luxemburg hat der Kapitalismus, wie sich zeigt, immer noch eine „Außenseite“ und damit die Möglichkeit, sich neue Reichtümer zu erschließen.

Welche Räume sind das? Seit langem schon gilt der Privathaushalt als nichtkapitalistischer Raum mitten im Kapitalismus: Marxistische Feministinnen haben gezeigt, dass und wie der Kapitalismus auf die unbezahlte Familienarbeit zu seiner gesellschaftlichen Reproduktion angewiesen ist. Doch mittlerweile ist der Kapitalismus auch in diesen Raum unmittelbar eingedrungen – durch die zunehmende Kommodifizierung von Haus- und Pflegearbeit sowie die Privatisierung vormals öffentlicher Institutionen und Sozialleistungen.

Vergleichbares geschieht im Haushalt der Natur. Schon das Wort „Ökologie“ geht auf „oikos“, das griechische Wort für Haushalt, zurück. Die „Natur“ oder überhaupt „das Leben selbst“ gehören zu den Gebieten, in die der Kapitalismus am aggressivsten eindringt.

Wir neigen dazu, das Verhältnis des Kapitals zur Natur primär unter dem Aspekt der Ressourcenextraktion zu sehen. Luxemburg beispielsweise stellt fest, dass der Expansionsdrang des Kapitals partiell von der Notwendigkeit angetrieben wird, neue Naturressourcen als Input für die Warenproduktion zu erschließen; seine Existenz setzt voraus, „sich wichtiger Quellen von Produktivkräften direkt zu bemächtigen, wie Grund und Boden, Wild der Urwälder, Mineralien, Edelsteine und Erze, Erzeugnisse exotischer Pflanzenwelt, wie Kautschuk usw.“ In der Tat hält das Kapital immer stärker Ausschau nach Ressourcen, und zwar nicht allein in den Räumen, die Luxemburg selbst als Schauplätze imperialer Expansion beschrieben hat, etwa denen der jüngsten Landnahme-Welle in Afrika und anderswo, sondern darüber hinaus auf der äußersten „Außenseite“, nämlich im *outer space*, im Weltraum selbst.

Allerdings könnte es heute weniger dringlich sein, neue Ressourcen aufzutreiben, als „Senken“ zur Aufnahme nicht etwa der Überproduktion an Gütern, sondern des Überschusses an Abfallprodukten zu finden – insbesondere an Kohlendioxid. Statt im Prozess der Ressourcenextraktion Ökosysteme zu zerstören, sieht der Kapitalismus sich heute genötigt, diese – als die *life support systems*, die „Lebensadern“

der Erde – funktionstüchtig zu erhalten. Marx und andere Klassiker der Politischen Ökonomie bezeichneten diese Dinge als „Geschenke der Natur“, doch diese sind immer seltener kostenlos. Mit einer neuen Serie von Umweltmanagement-Programmen will man herausfinden, wie das, was die Ökosysteme zur Ökonomie beisteuern, monetär zu bewerten ist. So könnte beispielsweise der Geldwert der Wasserfiltration, die ein Fluss leistet, bestimmt werden, oder was Feuchtgebiete zur Minderung von Sturmschäden beitragen, oder auch die Befruchtungsleistung von Honigbienen. Viele Linke kritisieren derartige Marktmechanismen rundheraus als Kommodifizierung der Biosphäre, die ebenjene Enteignungsvorgänge ermögliche, die Luxemburg beschrieben hat. Auch wenn einige besonders albraumartige Szenarien noch nicht Realität geworden sind, so kommt doch die Herausbildung einer biosphärischen Dienstleistungswirtschaft, wie Sarah Nelson sie nennt, rasch voran.

Aber die erwähnten Programme legen auch eine Aktualisierung der Luxemburgschen Analyse der globalen Arbeitsteilung nahe. Viele dieser Programme sind aus entwicklungspolitischen Vorhaben hervorgegangen, bei denen es um „livelihoods“ geht, um Möglichkeiten des Lebensunterhalts. Sie sollen neue Einkommensquellen für Menschen schaffen, die ansonsten zu umweltschädlichen Methoden Zuflucht nehmen könnten, um ihren Lebensunterhalt zu sichern. (Tatsächlich erfolgt die Einführung kapitalistischer Wirtschaftspraktiken heute seltener in offen gewalttätigen Formen wie denen, die Luxemburg einst beschrieb. Jetzt sind es häufig Mikrofinanz, Entwicklungsagenturen, Philantro-Kapitalismus und dergleichen, die neue Märkte erschließen.) Wir sollten die Teilnehmer dieser Programme nicht als Nutznießer karitativer Wohltaten betrachten, sondern als Arbeiter, die Umweltpflegeleistungen erbringen, und sie in einen erweiterten Begriff gesellschaftlicher Reproduktion einschließen. So würden auch die ökologischen Prozesse berücksichtigt, die für die Lebens(er)haltung notwendig sind. Das könnte uns befähigen, der kapitalistischen Expansion politisch etwas entgegenzusetzen – eine Alternative, der es um die Schaffung neuer Formen der Solidarität im Binnenverhältnis einer – großzügig definierten – Arbeiterklasse geht. Luxemburg war klar, dass jede Bewegung in Richtung Sozialismus von Arbeitern angeführt werden muss. Für den Öko-Sozialismus gilt das Gleiche. Aber wir müssen unsere Definition, wer als Arbeiter anzusehen ist, weit fassen und sorgfältig bedenken, welche Arbeiterinnen und Arbeiter vorangehen können.

POSTKOLONIALE POLITIK UND KLIMAKRISE

Seltsamerweise hat Luxemburg, so gründlich sie die imperialistische Dynamik des Kapitalismus untersucht, über die Politik der kolonisierten Länder selbst nicht allzu viel zu sagen – außer, dass sie die Idee der Selbstbestimmung ziemlich unfreundlich behandelt, weil sie darin nichts anderes als eine weitere Form des bourgeois Nationalismus sah. Für die Umweltpolitik unserer Tage ist die postkoloniale Sphäre jedoch von entscheidender Bedeutung: Es sind die vormaligen Kolonialgebiete des Weltsüdens, in denen marktgestützte Umweltmanagement-Programme entwickelt und umgesetzt werden, und die verheerendsten Auswirkungen des Klimawandels werden ausgerechnet diese Länder zu erleiden haben.

Luxemburgs Vorstellung war, die Barbarei werde ausbrechen, wenn die den nichtkapitalistischen Gesellschaften der Peripherie zugefügte Gewalt auf die kapitalistischen Zentren zurückschlägt. Natürlich war der Weltkrieg die Katastrophe, die sie primär im Sinn hatte. Luxemburg fürchtete zu Recht dessen zerstörerische Auswirkungen auf eine ganze Männergeneration der Arbeiterklasse. Aber der Kapitalismus konnte, so wie er sein Leben und seine weitere Expansion über die von Luxemburg angenommenen Grenzen hinaus fortzusetzen vermochte, auch verheerende Gewaltorgien überleben. Heute kann es angesichts der existenziellen Bedrohung, die vom Klimawandel ausgeht, so scheinen, als sei die Alternative Sozialismus oder Barbarei nur zu klar. Der Klimawandel wird Stürme, Dürreperioden und andere extreme Wetterphänomene deutlich verschärfen und damit Nahrungsmittelknappheit, politische Instabilität und eine wachsende Zahl von Klimaflüchtlingen bewirken, während die Reichen sich unterdessen in umweltfreundliche Refugien retten werden. Diese Zusammenhänge aufzuzeigen, ist wichtig. Die Linke sollte sich allerdings vor Parolen wie der hüten, dass der Klimawandel in eine neue Ära der Barbarei führt, und der Ansicht entgegenzutreten, Instabilität führe zwangsläufig zu Gewaltausbrüchen. Ebenso wenig sollten wir erwarten, dass der Kapitalismus im Fortgang der Klimakrise ganz einfach kollabieren wird. Wir müssen vielmehr entschieden klarstellen, dass es tatsächlich eine Alternative gibt – und dass wir darum werden kämpfen müssen, diese zu verwirklichen.

An dieser Stelle sollten wir uns der Bedeutung erinnern, die Rosa Luxemburg dem politischen Kampf als Sphäre der Bewusstseinsbildung beimaß. Es mag der Linken klarer denn je erscheinen, dass

wir vor der Alternative „Ökosozialismus oder Barbarei“ stehen, doch zugleich scheint es schwerer denn je zu erklären, warum das so ist. Sowohl beim Kapitalismus als auch beim Klimawandel haben wir es mit massiven, langsam verlaufenden Prozessen zu tun, deren Auswirkungen im Alltag wahrnehmbar, aber deren Ursachen oft verschleiert sind; die Aufgabe, beide in ihrem Zusammenhang zu verstehen, ist noch komplexer. Luxemburg aber war überzeugt, dass gewöhnliche Leute die komplexen Systeme durchschauen können, die ihren Alltag, ihr Leben prägen. Ihr Eintreten für demokratisches Handeln und Volksbildung ist heute angesichts von Behauptungen, der Klimawandel erfordere Einschränkungen der Demokratie, besonders wichtig.

Unsere Alternative muss anders aussehen als die, die den Sozialismus des 20. Jahrhunderts beseelte, als er mit der kapitalistischen Produktion materieller Güter Schritt zu halten versuchte. Linke müssen der Vision vom ständig wachsenden Konsum, von der die Fortexistenz des Kapitalismus abhängt, ein anderes Bild dessen entgegensetzen, was Lebensqualität wirklich ausmacht. Wenn wir uns der Vision eines Sozialismus nähern, der die Entwicklung menschlicher Fähigkeiten betont, die Freuden der Muße und anderer weniger Ressourcen verschlingender Aktivitäten, dann bietet uns Luxemburgs Vorstellung eines schöpferischen, humanistischen Sozialismus einen reichen Fundus wichtiger Anregungen.

Sie sollte aber auch als ein Modell für das betrachtet werden, was wir einen mehr-als-humanistischen Sozialismus nennen könnten – einen Sozialismus, der vielerlei Lebewesen mit ihren jeweiligen Bedürfnissen wahrnimmt. Aus Rosas Briefen spricht immer wieder herzerwärmend pure Lebensfreude, da heilt sie kränkelnde Schmetterlinge durch gutes Zureden, beschreibt Pflanzen mit einer Detailgenauigkeit, die der Amateurbotanikerin alle Ehre macht, und vergießt Tränen der Solidarität mit einem Ochsen, auf den man eindrischt, während er sich mit einer schweren Last abmüht. Solche Züge werden manchmal als romantische oder sentimentale Nebensächlichkeiten ihrer Biografie abgetan. Dabei sollte, ganz im Gegenteil, ihre Zuwendung zu den vielen Lebewesen, mit denen wir Menschen eine gemeinsame Welt bevölkern, vorbildlich für jeden Ökosozialismus sein, der diesen Namen verdient. ■■■

SANDRA REIN

DAS ENDE DER WELT, WIE WIR SIE KANNTEN: MILITARISMUS DAMALS UND HEUTE

Dieser Essay war ursprünglich für eine Podiumsdiskussion im Rahmen des Rosa-Remix-Seminars konzipiert, betitelt „Sozialismus oder Barbarei? Krieg, Klimawandel und die Zukunft des Planeten“. Als ich den Titelvorschlag zum ersten Mal hörte, taufte ich das Diskussionsvorhaben in Anlehnung an einen Vers der Rockgruppe R.E.M. einigermaßen verzweifelt zum „Ende-der-Welt“-Panel um. Ich wurde dann aber belehrt, dass man diesen Vers – „it’s the end of the world as we know it (and I feel fine)“ – auch positiv auslegen kann, und gewiss: Luxemburg selbst gab sich kaum je Anwandlungen von Verzweiflung hin. Wenn wir also jetzt unseren kritischen Blick auf Krieg, Gewalt, Imperialismus, sozialen Aufruhr, Klimawandel etc. richten, fahren wir wohl am besten, wenn wir im Geiste Luxemburgs vorgehen: kritisch, unbeirrbar, revolutionär.

In diesem Sinne wird sich mein Beitrag zum „Ende der Welt“ auf das Schlusskapitel der „Akkumulation des Kapitals“ konzentrieren, das „Der Militarismus auf dem Gebiet der Kapitalakkumulation“ betitelt ist. Zumindest für den geschichtlichen Augenblick, den wir durchleben, ist Luxemburgs wichtigster Beitrag sowohl zur linken oder kritischen Politökonomie als auch zu einem weiter ausgreifenden Gedankenaustausch über die Verwirklichung menschlicher Freiheit meiner Überzeugung nach zumindest partiell in ihrer Militarismusanalyse und -kritik zu finden. Das heißt natürlich nicht, dass ich den gegenwärtigen Moment der Historie mit den geschichtlichen Verhältnissen des frühen 20. Jahrhunderts, über die Luxemburg schrieb, gleichsetzen will. Andererseits ist das frühe 21. Jahr-

hundert mit der durch staatliches Machtgehabe, Aufrüstung und die unmissverständliche Anmeldung imperialistischer Ansprüche gekennzeichneten Vorgeschichte des Ersten Weltkriegs in mancher Hinsicht durchaus vergleichbar. Auch unsere Gegenwart ist ja durch eine „Neuordnung“ regionaler Machtverhältnisse (ganz zu schweigen vom Versuch einer Wiederbelebung der globalen Hegemonie der USA angesichts ernst zu nehmender Herausforderer) geprägt. Auch sie kennzeichnen bewaffnete Gewalt und „neue Kriege“, wie Mary Kaldor sie genannt hat. Und die sogenannte Friedensdividende, die nach dem Ende des Kalten Krieges erhofft wurde, ist nach dem Urteil der meisten Außenpolitikexperten, ob systemaffirmativ oder kritisch, nicht realisiert worden.

EINE ÖKONOMISCHE THEORIE DES IMPERIALISMUS

Es lohnt sich herauszustellen, was Luxemburg bezweckte, als sie „Die Akkumulation des Kapitals“ schuf. In einem Brief an Hans Diefenbach beschreibt sie das Vorhaben, das sie fast in einem Zuge ausführte, als eines der befriedigendsten ihres Lebens: Es sei ihr darum gegangen, einen wesentlichen Beitrag zur ökonomischen Theorie des Imperialismus zu erbringen. Das Werk sollte zwei Dinge leisten: erstens die ökonomischen Wurzeln und Praktiken der imperialistischen Politik (ihrer Zeit) untersuchen und darstellen, und zweitens „Implikationen“ für die Bekämpfung des Imperialismus haben. Wenn wir die Implikationen nicht sehr ernst nehmen, sind Studien wie „Die Akkumulation des Kapitals“ rein akademische Übungen. Wir müssen sie vielmehr zur Erörterung der Frage nutzen, wie sich durch die Entwicklung einer Alternative zum Kapitalismus menschliche Freiheit verwirklichen lässt. Zunächst einmal müssen wir genauer untersuchen, auf welcher Grundlage Luxemburg sich mit Imperialismus und Militarismus auseinandersetzt.

Bemerkenswerterweise handelt das Abschlusskapitel eines so bedeutenden theoretischen Werks wie der „Akkumulation“ vom Militarismus – ein Wort, das wir kaum noch verwenden, obwohl das sehr angebracht wäre. Dass der Militarismus im Schlusskapitel behandelt wird, ist bedeutsam, weil Luxemburg ebendort auch die Schlüsselrolle des Staates im Hinblick auf die Kapitalakkumulation und die Erhaltung des Kapitalismus als internationales System herausarbeitet. In diesem Kapitel legt sie überzeugend dar, welche wesentliche Rolle der Militarismus spielt, den sie (auch wenn

die Praktiken direkter Kolonialherrschaft bereits zu verblassen begannen) als dauerhafte Eigenschaft des Imperialismus kenntlich macht, ebenso wie die staatliche Schlüsselrolle im Kontext der kapitalistischen Akkumulation. Luxemburg zeigt, dass der Militarismus die ganze Geschichte des Kapitals hindurch bestimmte Funktionen erfüllt und den Akkumulationsprozess in jeder historischen Phase notwendigerweise begleitet. Verfolgen wir ihre Argumentation:

- 1.) In der sogenannten Periode der „ursprünglichen Akkumulation“ (ich begrüße es, dass die englische Neuübersetzung des Werkes das Adjektiv *primitive* durch *original* ersetzt) spielt der Militarismus die entscheidende Rolle bei der Eroberung der Neuen Welt und Asiens; später ist er der Schlüssel zur Unterjochung der Kolonialgebiete (einschließlich der Aneignung ihrer Produktionsmittel);
- 2.) Der Militarismus wird für die Schaffung und Ausweitung von Interessensphären des europäischen Kapitals in nicht-europäischen Regionen und speziell für die Erlangung von Eisenbahnkonzessionen benötigt; und schließlich verleiht der Militarismus Forderungen des europäischen Kapitals als des Gläubigers der ganzen Welt gegebenenfalls den nötigen Nachdruck;
- 3.) Zugleich sorgt der Militarismus für die Bereitstellung der physischen/materiellen Mittel, die zur Führung eines kriegsförmigen Konkurrenzkampfes zwischen kapitalistischen Ländern um Territorien nichtkapitalistischer „Zivilisationen“ erforderlich sind. (Es fällt auf, dass Luxemburg hier nichtkapitalistische Gebiete als „Zivilisationen“ bezeichnet, obwohl diese doch zu ihrer Zeit allgemein als „unzivilisiert“ galten.)

Wir sind uns vermutlich alle einig, dass der Kapitalismus diese drei Dinge getan hat und weiter tut. Es waren aktive, imperiale Staaten, die sich im Verlauf der Geschichte immer wieder derart betätigten. Aber Luxemburgs Militarismus-Analyse bleibt bei diesen „offenkundigen“ drei Punkten nicht stehen, sondern mündet in die These, dass der Militarismus, rein ökonomisch gesehen, „ergänzend“ „als bevorzugtes Mittel zur Realisierung des Mehrwerts“ fungiert, „das heißt als eine Sphäre der Akkumulation“. „Der Militarismus erscheint

auch rein ökonomisch für das Kapital als ein Mittel ersten Ranges zur Realisierung des Mehrwerts.“ Als solcher ist er demnach, anders gesagt, grundlegender Bestandteil des kapitalistischen Projekts. Er stellt eines der Mittel dar, die sowohl der Akkumulation des Kapitals als auch seiner Reproduktion und Expansion dienen.

Luxemburgs These von der Schlüsselrolle des Militarismus zwingt uns zu fragen, wie dieser als Sphäre der Akkumulation fungiert. Auf die Gefahr hin, Komplexität und Scharfsinn der Luxemburgschen Analyse nicht völlig gerecht zu werden, lässt sich ganz einfach konstatieren, dass der Staat selbst das Militär (und natürlich auch andere Staatsapparate) unterhält, indem er mit indirekten Steuern auf die Löhne der Arbeiter zurückgreift. Weil dieser Eingriff der Produktion zeitlich nachgeht, berührt er den Mehrwert nicht in seiner Gesamtheit, aber er bewirkt nichtsdestoweniger, dass ein größerer Mehrwertanteil für Kapitalbildung verfügbar wird. Der Faktor, der dabei den Unterschied macht, ist Luxemburg zufolge der, dass der Staat, wenn er einkauft, um Krieg zu führen (oder eine stehende Truppe zu unterhalten), zu einem neuen Markt für Rüstungsgüter (und Dienstleistungen) wird. Luxemburg schreibt:

Praktisch wirkt der Militarismus auf Grundlage der indirekten Steuern nach beiden Richtungen, indem er auf Kosten der normalen Lebensbedingungen der Arbeiterklasse sowohl die Erhaltung der Organe der Kapitalherrschaft, der stehenden Heere, wie das großartigste Akkumulationsgebiet des Kapitals sichert.

STAATLICHER MILITARISMUS, KAPITALISMUS UND DIE MENSCHENLEIBER, VON DENEN SIE SICH ERNÄHREN

Luxemburg maß dem staatlichen Militarismus grundlegende Bedeutung für den Kapitalismus bei. Auch war sie überzeugt, dass dieser Sachverhalt sich nicht allein materiell, sondern zugleich ideell äußert. Dieses ideelle Element mit materiellen Auswirkungen lässt sich auch heute beobachten. Seit einigen Jahren gibt es in den Vereinigten Staaten und in Kanada bekanntlich „Support-Our-Troops“-Kampagnen. Nun zeigt Luxemburgs Analyse, dass es die Arbeiterklasse ist, die die indirekten Steuern, die dem Militär zugutekommen, bezahlt – die der Truppe aber auch die lebenden Menschen stellen muss. Wir kennen die sozioökonomischen Rekrutierungspraktiken speziell des US-Militärs, die es aber so oder ähnlich auch in anderen Teilen der Welt gibt. Bedauerlicherweise setzen wir uns nur allzu selten mit Politik

und Propaganda des Staates im Umgang mit Veteranen, Rekrutierung oder Unterstützung unserer Truppen auseinander. Indem wir diese Praktiken hinnehmen oder beschweigen, versagen wir gleich doppelt: weder leisten wir Militärangehörigen sinnvolle Unterstützung, noch machen wir die wechselseitige Abhängigkeit zwischen Kapital und Staat am Beispiel des Militärs deutlich. Luxemburgs Werk demonstriert, worauf ich gleich noch näher eingehen werde, dass Militarismus darauf angewiesen ist, die öffentliche Meinung zu formen. Das hier angeführte Beispiel „Support Our Troops“ soll die Kontinuität staatlicher Praktiken illustrieren. Besteuerung, Rekrutierung und Propaganda: Sie alle sind notwendige Elemente zur Perpetuierung von Staat *und* Akkumulation.

Über die nach (Arbeiter-)Klassen- und „Rassen“-Kriterien zum Dienst für Staat und Kapital rekrutierten „Menschenleiber“ wäre noch vieles zu sagen. Im Rahmen dieses Essays möchte ich jetzt jedoch auf die Erörterung der Frage zurückkommen, wie das Instrument indirekter Besteuerung mit dem Militarismus und den Abläufen der Kapitalakkumulation zusammenhängt. Wie schon erwähnt erfolgt die erweiterte Abschöpfung des Mehrwerts, den Arbeiter erzeugen, in ziemlich offener und direkter Form. Luxemburg macht uns aber auch darauf aufmerksam, wie dieser Abschöpfungsmechanismus auf andere inländische Ressourcen zugreift. Sie konstatiert, dass der Staat sich indirekter Steuern bedienen kann, um bei, wie sie sich ausdrückt, „nichtproletarischen Konsumenten“ Ressourcen abzuschöpfen, die letztlich Akkumulationszwecken zugutekommen. Es ist wichtig festzuhalten, dass Luxemburg sich hier auf nichtkapitalistische Gruppen im Inland bezieht, darunter Bauern, Handwerker und Kleinproduzenten, das heißt solche, die sich mit einfacher Warenproduktion beschäftigen. Als „nichtkapitalistisch“ qualifiziert sie also nicht nur Territorien, die gewaltsam imperialistischen Interessen unterworfen werden, sondern auch besagte Kleinproduzenten im kapitalistischen Inland und zeigt so, dass diese Art der Ressourcenaneignung den Kapitalismus als solchen kennzeichnet, ja essenziell und grundlegend für sein Weiterbestehen ist.

Wenn der Staat erst einmal begonnen hat, militaristische Zwecke zu verfolgen, ist eine (spätere) Reduzierung der entsprechenden Programme wenig wahrscheinlich. Luxemburg sagt, der Prozess verlaufe „automatisch und rhythmisch“ und liege „in der Hand des Kapitals selbst – durch den Apparat der parlamentarischen Gesetzgebung und des zur Herstellung der sogenannten öffentli-

chen Meinung bestimmten Zeitungswesens.“ Hier zeigt sich, dass der Militarismus im beiderseitigen Interesse von Staat und Kapital liegt, und welche entscheidende Rolle der Presse dabei zukommt, die öffentliche Meinung so zu formen, dass sie das Militär „ihres“ Staates in Treue fest unterstützt. „Support Our Troops“ eben.

DER LANGE SCHATTEN DES MILITARISMUS

An diesem Punkt, wo es gerade richtig spannend wird, endet Luxemburgs „Akkumulation des Kapitals“. Doch bevor ich ihrem Beispiel folge und zum Ende komme, möchte ich noch eine Frage aufwerfen, der wir, denke ich, nicht ausweichen können: Behält Luxemburgs Militarismusanalyse auch für das gegenwärtige Stadium des Kapitalismus ihre Gültigkeit? Werfen wir einen kurzen Blick auf zwei Aspekte des heutigen Verhältnisses von Staat und Kapital: auf Rüstungsexporte und -beschaffung sowie auf die Militärhaushalte. Die beiden, wie man sagen könnte, „im kapitalistischen Sinne erfolgreichsten Staaten“ unserer Zeit, die Vereinigten Staaten und China, sind (nicht) zufällig auch im internationalen Vergleich der Militärausgaben die beiden Spitzenreiter. Die USA liegen dabei allerdings selbst gegenüber China meilenweit vorn. Und interessanterweise haben die zehn größten Rüstungskonzerne und Militärdienstleister allesamt ihren Sitz in den Vereinigten Staaten und Westeuropa. Was Luxemburgs These von der ökonomischen Dimension des Militarismus weiter erhärtet, ist die Tatsache, dass Saudi-Arabien seine Militärausgaben jüngst um 17 Prozent erhöht hat – bemerkenswerterweise in einer Phase sinkender Öleinnahmen und vermehrter Instabilität der Region. Im Kern heißt das, dass der saudische Staat sich angesichts einer möglicherweise heraufziehenden Akkumulationskrise entschieden hat, die Militärausgaben zu steigern und in der Region kriegerischer aufzutreten.

Natürlich könnte ich fortfahren und ausführlicher auf Militarismus, modernen Imperialismus und Finanzkrise eingehen. Auch haben wir die Rolle der sogenannten (durch Medien und Rekrutierungsmethoden geformten) öffentlichen Meinung, über die Rosa Luxemburg sich so provokativ äußert, noch kaum gestreift. Doch lassen wir es für diesmal bei dem Fazit bewenden, dass zwischen den Akkumulations- und Reproduktionsbedürfnissen des Kapitals und den militaristischen Aktivitäten des Staates ein fundamentaler Zusammenhang besteht. Dieser Zusammenhang zwingt den Staat, aktiv für die Aufrechterhaltung der Unterstützung durch die

Öffentlichkeit zu sorgen, hängt doch die fortgesetzte Aneignung des Mehrwerts wie auch von Ressourcen anderer „nichtkapitalistischer“ Produzenten daran, dass der Staat entsprechend Steuern eintreiben kann. In Krisenzeiten wie den unseren sollten wir uns Luxemburgs scharfen Blick auf den Militarismus zu eigen machen und damit nicht bis zum „letzten Kapitel“ warten. Setzen wir uns damit auseinander, was das für uns bedeutet, für unsere Praxis ebenso wie für unser Theorieverständnis. Der Militarismus lässt sich nicht ausblenden, ob es nun um Ökonomie geht oder um sozialen Aufruhr, um internationale Solidarität oder um Umweltzerstörung. Wer das nicht versteht, versteht eine der fundamentalen Rollen des Staates im Kapitalismus nicht.

Wenn wir uns Luxemburgs Erkenntnisse zu eigen machen und sie auf die aktuelle Situation anwenden, heißt das, uns erneut mit der fundamentalen Rolle des Staates bei der kapitalistischen Akkumulation zu befassen. Erst dann können wir wirklich anfangen, sinnvoll über Alternativen zum Kapitalismus und die Verwirklichung menschlicher Freiheit nachzudenken. Wir machen es uns zu leicht, wenn wir über Konzerne und Markt in einer Weise reden, als managten alleine sie dieses ganze System. Viele Leute haben behauptet, der neoliberale Moment habe zur Aushöhlung des Staates oder gar zu seinem Verschwinden geführt. Ich behaupte, dass wir insbesondere seit 2008 ganz im Gegenteil erleben konnten, wie der Staat seine Grundaufgabe im Kapitalismus erfüllt. Und er hat sie außerordentlich gut bewältigt. Zum Teil war es der Militarismus, mit dessen Hilfe dies gelang – und das sollten wir nicht aus den Augen verlieren. ■■■

6

**HUNDERT JAHRE
„DIE AKKUMULATION
DES KAPITALS“**

DAS NEOLIBERALE FINANZWESEN IN NEUER PERSPEKTIVE

In „Die Akkumulation des Kapitals“ beschreibt Luxemburg eine allgemeine Dynamik, die den Prozess der Kapitalakkumulation entscheidend prägt, nämlich die chronische Tendenz, Überakkumulationskrisen zu produzieren. Um dieses Problem zu bewältigen, ist der Kapitalismus genötigt, sich fortwährend neue Investitionsgebiete zu erschließen. Welche Rolle spielt die internationale Finanz in diesem Prozess? Zwar wird das Finanzwesen in „Die Akkumulation“ eher am Rande behandelt, doch Luxemburg erkennt in ihrer Analyse des internationalen Kreditsystems vor dem Ersten Weltkrieg sehr wohl, welche grundlegende Bedeutung den Aktivitäten der internationalen Finanz in der Dynamik des Weltkapitalismus zukommt.

Luxemburg weist darauf hin, dass Kreditmittel letztendlich in ihr Herkunftsland zurückfließen, wo sie dem Erwerb von Produktivkapital und so der Mehrwertrealisierung in dem betreffenden Land sowie der weiteren Kapitalakkumulation dienen. In den letzten Jahren wurde uns deutlich vor Augen geführt, wie dringend das Kapital ständig neuer internationaler Anlagemöglichkeiten bedarf; wie stark der Finanzsektor im Vergleich zum Volumen der Produktivwirtschaft expandiert, und wie im Gefolge der Finanzkrise von 2007/2008 finanzielle Risiken vergesellschaftet wurden. Auch wenn derartige Vorgänge im Großen und Ganzen der Luxemburgschen Sicht des Finanzwesens entsprechen, verlangt der Gestaltwandel, den die Finanzmärkte seit der Abfassung der „Akkumulation des Kapitals“ durchlaufen haben, nach einer erneuten Untersuchung der ursprünglichen Mechanismen, die dieses Werk beschreibt.

Dieser Essay soll dazu einen Beitrag leisten, indem er zunächst die Luxemburgsche Analyse des internationalen Kreditwesens

in ihren Grundzügen skizziert, um dann am Beispiel der griechischen Schuldenkrise zu illustrieren, inwiefern dieser Analyse Rahmen auch zum Verständnis der heutigen Finanzmärkte noch etwas beizutragen vermag. Luxemburg kann uns helfen, das Anwachsen des Finanzsektors zu konzeptualisieren: als eine Äußerungsform des Imperialismus und zugleich als Ausdruck der Notwendigkeit, die Vorstellung vom Kapitalismus als völlig in sich geschlossenem System zu überwinden.

LUXEMBURGS ANALYSE DES INTERNATIONALEN FINANZWESENS

In Kapitel 30 der „Akkumulation des Kapitals“ findet sich folgende Beschreibung: In einem reichen Land mit kapitalintensiven Industrien werden die der Lohnarbeiterschaft entzogenen Profite (der Mehrwert) eher durch Kreditvergabe ins Ausland gelenkt als in die nächste inländische Produktionsrunde. Die Kredite gehen an ärmere Länder, welche diese Mittel für den Import von Kapitalgütern aus dem Herkunftsland des Kapitals verwenden, wodurch in letzterem Mehrwert realisiert und die Kapitalakkumulation gefördert wird. Eines der Beispiele, die Luxemburg anführt, ist die durch britische Kredite finanzierte Zunahme der britischen Warenexporte nach Lateinamerika in den Jahren 1824-1825. Die Rückzahlung der Kredite erfolgt durch Rückgriff auf Werte, die präexistenter nichtkapitalistischer Produktion entstammen. Internationale Kredite erfüllen somit diverse Aufgaben: 1.) Transformation der Reichtümer nichtkapitalistischer Gruppen in Produktivkapital; 2.) Erleichterung des internationalen Kapitaltransfers von alten kapitalistischen Ländern in neue (heute würden wir wohl sagen: von entwickelten in Entwicklungsländer oder von reichen in arme); und 3.) Ermöglichung der Mehrwertrealisation im Inland, wenn die Kredite zurückgezahlt werden, wobei die Rückflüsse in der Regel aus Vermögenswerten stammen, die außerhalb kapitalistischer Verhältnisse entstanden.

Wie sehen die ökonomischen Mechanismen aus, die speziell dieser Art der Vermögenswerte-Extraktion dienen sowie sicherstellen sollen, dass die Kredite auf diese Weise abbezahlt werden? Zur Beantwortung dieser Frage untersucht Luxemburg als Fallbeispiele Ägypten und die Türkei. Die ägyptische Zuckerrohrproduktion wurde durch ausländische Kredite finanziert (brach aber schließlich zusammen, als Ägypten in eine Überschuldungskrise geriet). Die

Mittel zur Rückzahlung kamen aus der „ägyptischen Fellachen-Bauernwirtschaft“ in Gestalt von Landflächen (von denen manche als Sicherheit für Staatsschulden in Anspruch genommen wurden), Arbeitskraft und Zwangsarbeit sowie der Besteuerung bäuerlicher Besitztümer. In der Türkei vergab eine von europäischem Kapital zum Zweck der Entwicklung von Eisenbahnprojekten finanzierte türkische Firma die Konzessionen. Der Deckung der Kredite dienten Zwangsabgaben, die von Steuerpächtern eingetrieben oder in Naturalien (Bauerngetreide) durch den türkischen Staat eingelagert werden sollten. Mit diesen Beispielen zeigt Luxemburg, dass es offenbar mindestens zwei Verfahren gibt, mit deren Hilfe Volkseinkommen aus nichtkapitalistischen Bevölkerungsgruppen herangezogen werden kann, um Kredite zu bedienen und den Mehrwert in deren Herkunftsland zu realisieren: die Verpfändung von Vermögenswerten als Sicherheit im Falle staatlicher Kreditaufnahme und die Vergesellschaftung von Schulden mit Hilfe des Steuersystems.

Zwar könnte man Kapitalinvestitionen in fremden Ländern und die Nachfrage dieser Länder nach Kapitalimporten als etwas Positives betrachten, weil sie auf den ersten Blick die Mittel für deren Weiterentwicklung liefern. In Luxemburgs Analyse stellt sich das Ganze allerdings weniger freundlich dar, nämlich als Wertextraktion durch das kapitalistische System und zugleich als quasi eingebaute imperialistische Machtdynamik. Die Kredite sind „zugleich das sicherste Mittel für alte kapitalistische Staaten, die jungen zu bevormunden, die Kontrolle ihrer Finanzen und den Druck auf ihre Außen-, Zoll- und Handelspolitik auszuüben.“ Von Luxemburg lernen wir, dass sich das Finanzwesen als ein Kontrollinstrument betrachten lässt, das letztlich als Zwangsmittel gegen die kreditnehmenden Staaten eingesetzt werden und diese nötigen kann, sich auf institutionelle Arrangements kapitalistischen Zuschnitts einzulassen, die vorzugsweise Kapitalinteressen bedienen.

DER FALL GRIECHENLAND

Ich habe Luxemburgs Erkenntnisse referiert, um in ihrem Licht einige interessante Aspekte der anhaltenden (Staats-)Schuldenkrise Griechenlands zu verdeutlichen. Zu den wesentlichen Veränderungen gegenüber der Zeit, in der Luxemburg „Die Akkumulation des Kapitals“ schrieb, zählt die zunehmende Komplexität der Finanzmärkte. Heute können zwischen der inländischen Profitextraktion

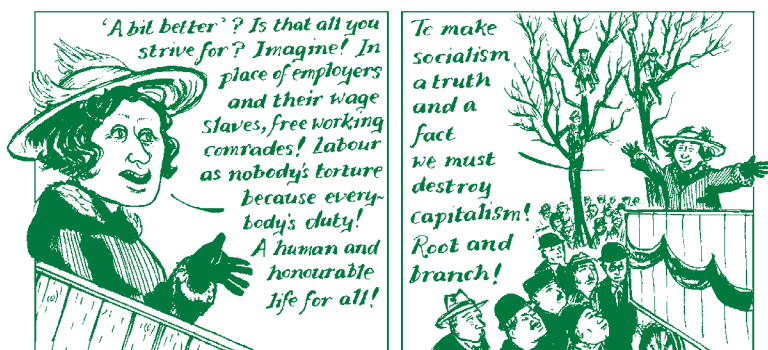
und dem Neueinsatz der so gewonnenen Mittel auf den internationalen Finanzmärkten zahlreiche Vermittlungsschichten liegen. Aus diesem Grund ist dem Ursprung internationaler Kredite mittlerweile mit Luxemburgs Methode nicht mehr ohne weiteres auf die Spur zu kommen. Interessant ist allerdings, dass, obwohl der Inhaberkreis griechischer Schuldtitel sich im Verlauf der diversen Bailouts erheblich verändert hat, diese Titel sich zu jeder Zeit größtenteils in ausländischer Hand befanden. Fast zwei Drittel der griechischen Verbindlichkeiten – rund 200 Milliarden Euro – schuldet das Land gegenwärtig dem Umschuldungsfonds der Eurozone oder einzelnen Eurozonenländern. Ein wesentlicher Unterschied zwischen Griechenland und, beispielsweise, Japan ist der, dass die griechischen Schuldtitel überwiegend ausländischem Kapital gehören, die japanischen aber eben nicht. (Dabei blieb Griechenlands Verschuldungsgrad, gemessen an seinem Bruttoinlandsprodukt, im gesamten Verlauf der Krise stets unter dem Japans.)

Worum geht es bei der Griechenlandkrise wirklich? Ein Aspekt der Luxemburgschen Analyse, der mich in diesem Zusammenhang interessiert, ist das Verhältnis zwischen Finanzwesen und Außenhandel. Mehrere Ökonomen (besonders Paul Krugman in seinem „New York Times“-Blog) vertreten die Auffassung, dass an der Wurzel der griechischen Krise das Leistungsbilanzdefizit des Landes liegt (und nicht so sehr übertriebene Sozialausgaben oder Haushaltsdefizite). Es entspricht im Wesentlichen der Luxemburgschen Analyse, dass – anders als im Fall der Öl produzierenden Länder und Chinas – das griechische Leistungsbilanzdefizit gegenüber ebenjenen Eurozonenländern besteht, die griechische Schuldtitel halten (Deutschland, Frankreich und Italien). Könnte es sein, dass diese Außenhandelsbilanz für die betreffenden Eurozonenländer ein Realisierungsproblem löst? Diese Frage ist nicht so einfach zu beantworten, aber im Falle Deutschlands spricht einiges für die Annahme, dass die deutschen Exportüberschüsse durch griechische Defizite finanziert werden.

Griechenland wurde nicht gestattet, sich für zahlungsunfähig zu erklären. Hauptmotiv der Umschuldungspakete war es, die Insolvenz Griechenlands zu vermeiden und die restliche Eurozone zu schützen, denn die bereitgestellten Mittel waren eher darauf zugeschnitten, bestehende Verbindlichkeiten zu bedienen, als darauf, die griechische Wirtschaft wieder aufzubauen. Die Umschuldungsmittel kamen in der Wirtschaft nie an. Das entspricht genau der Annah-

me Luxemburgs, dass eine Überschuldungskrise die Kapitalakkumulation zum Erliegen brächte, weshalb ein Staatsbankrott um jeden Preis verhindert werden müsse. Gleichermäßen entspricht es der Vorstellung, dass Kredit auch als eine Form imperialistischer Machtausübung und Extraktion eingesetzt wird, um – als Basis der Kapitalakkumulation – Vermögenswerte zu übernehmen und zu privatisieren. Die Bailouts waren an Bedingungen geknüpft. Die Gläubiger erteilten Griechenland strenge Sparauflagen und forderten tiefe Haushaltseinschnitte, niedrigere Sozialausgaben und starke Steuererhöhungen.

Ergäbe unsere Analyse, dass diese Auflagen als Formen der Extraktion zu betrachten sind, die nichtkapitalistische Quellen anzapfen? Können wir das Finanzwesen, wie Luxemburg, als Mechanismus zur Extraktion präexistenter nichtkapitalistischer Reichtümer betrachten? Über die Existenz eines sauber abgrenzbaren nichtkapitalistischen Sektors (wie die Bauernwirtschaft der ägyptischen Fellachen) besteht heute nicht die gleiche Klarheit wie zu der Zeit, als Luxemburgs Werk entstand. Der nichtkapitalistische Sektor ist, allgemeiner gesprochen, im Gefolge der weltweiten Ausbreitung der kapitalistischen Produktionsweise sicherlich geschrumpft. Und doch können wir noch die gleiche Frage stellen, die Luxemburg im Falle Ägyptens und der Türkei aufwarf: Wer trägt letztlich die finanzielle Last der Kreditbedienung? In Griechenland liefert die Schuldensozialisierung mittels des Steuersystems eine Antwort.



„Ein bisschen besser?“ Ist das alles, wonach ihr strebt? Stellt euch einmal vor: Anstelle der Arbeitgeber und ihrer Lohnsklaven freie Arbeitsgenossen! Die Arbeit niemandes Qual, weil jedermanns Pflicht! Ein menschenwürdiges Dasein jedem, der seine Pflicht gegen die Gesellschaft erfüllt.

Sozialismus zur Wahrheit und Tat zu machen und den Kapitalismus mit Stumpf und Stiel auszurotten!

Unter dem Druck, trotz massiver Steuerhinterziehung der Vermögenden den Staatshaushalt auszugleichen, haben frühere Regierungen in Griechenland der Masse der Bürgerinnen und Bürger, die ihre Steuern zahlten, neue, zusätzliche Steuern aufgeladen, statt endlich die Unternehmen und reichen Individuen heranzuziehen, die Einkünfte verheimlichen können. Darüber hinaus hatten, in letzter Instanz, die Repräsentanten der Märkte keinerlei Hemmungen, Griechenland zu nötigen, ein umfassendes Privatisierungsprogramm zu starten und öffentliches Eigentum zu verkaufen, sogar griechische Inseln, wie eine auflagenstarke deutsche Zeitung anregte. Die Logik, die hier am Werk ist, entspricht der, die Luxemburg beschrieben hat.

Haben die ausgeklügelten Finanzinstrumente, die zur Strukturierung unhaltbarer Verschuldungsgrade eingesetzt wurden, im Ergebnis der griechischen Gesellschaft insgesamt genützt? Im Fall der ägyptischen und türkischen Beispiele Luxemburgs wurden Kredite zur Finanzierung von Infrastrukturprojekten eingesetzt (in Griechenland dienten einige Kredite interessanterweise der Finanzierung der umfangreichen öffentlichen Infrastruktur für die Olympischen Spiele 2004). Haben die Kreditfazilitäten am Ende den Interessen der Gläubiger (dem Kapital) gedient oder denen des griechischen Volkes? Dies ist die grundsätzliche Frage, über die nachzudenken uns Luxemburg einlädt. Und sie ist auch hundert Jahre nach der Erstveröffentlichung ihrer „Akkumulation des Kapitals“ noch überaus relevant. ■

PATRICK BOND

DIE AKKUMULATION DES KAPITALS: REMIXED FÜR DAS SÜDLICHE AFRIKA UNSERER TAGE

Luxemburgs „Akkumulation des Kapitals“ mit unserer post-apartheidlichen Politischen Ökonomie zu remixen, regt zu einer Reihe interessanter Überlegungen an. Luxemburgs „Akkumulation“ führt den Leser zunächst durch mehrere historische Beispiele in die Art und Weise ein, wie der „Urkommunismus“, dann die einfache Warenreproduktion und schließlich kapitalistische/nichtkapitalistische Beziehungen entstanden. Die Palette der Beispiele ist breit: die Markgenossenschaften der alten Germanen, die Inka Lateinamerikas, Indien, Russland, Franzosen vs. Algerier, die Opiumkriege in China, Mechanisierung der US-Landwirtschaft vs. Interessen der Farmer, die Verschuldung im osmanischen Ägypten sowie die Bedingungen, unter denen Anfang des 20. Jahrhunderts in Südafrika, Namibia, Simbabwe, Sambia und der Demokratischen Republik Kongo (das heißt in den Kerngebieten des britisch-deutsch-belgischen Imperialismus) Ressourcenextraktion und sozio-politische Organisation funktionierten.

Auf die Analyse des letztgenannten Fallbeispiels gestützt untersuchten Wissenschaftler eine Entwicklung, die hundert Jahre nach Luxemburg im Südlichen Afrika eine neue Form des Imperialismus hervorbrachte: den „Subimperialismus“. Aus diesen Forschungen gingen zwei wichtige Überlegungen hervor. Zunächst machte Harold Wolpe (1926-1996) sich Anfang der 1970er Jahre Luxemburgs Begrifflichkeit – „Ausdrucksformen von Produktionsweisen“ – zu eigen. Wolpe tat dies, um zur Wiederbelebung und Erneuerung der Debatte über „Rasse“ und Klasse beizutragen, die in seiner Südafrikanischen

Kommunistischen Partei Tradition hatte. Zweitens ist Guy Mhone (1943-2005) zu nennen, der aus dem Blickwinkel der Peripherie – seines Geburtslands Malawi – die einzigartige Theorie der „ökonomischen Enklavenbildung“ entwickelte. Auch ihm ging es um die Herausarbeitung der Art und Weise, in der das Kapital mit nichtkapitalistischen Sphären verflochten ist.

Dies Zusammenspiel dreier theoretischer Ansätze bereicherte unsere Weltansicht um wissenschaftliche Fragestellungen zur Geschichte der Kapitalismusgenese und des Weltimperialismus (Luxemburg), zu Südafrika (Wolpe) und regionalen Aspekten des Südlichen Afrika (Mhone). Es resultierte in einer fruchtbaren Auseinandersetzung mit der Politischen Ökonomie der Friktionen zwischen kapitalistischen und nichtkapitalistischen Gesellschaftsverhältnissen.

KAPITALISTISCHE KRISEN FÜHREN ZUM IMPERIALISMUS

Für Luxemburg war die Schlüsselfrage, warum und auf welche Weise der Imperialismus sich in einer verzweifelten Lage auf die außerökonomische Mehrwertextraktion verlegte:

Allgemeines Resultat des Kampfes zwischen Kapitalismus und einfacher Warenwirtschaft ist dies: Das Kapital tritt selbst an Stelle der einfachen Warenwirtschaft, nachdem es die Warenwirtschaft an Stelle der Naturalwirtschaft gesetzt hatte. Wenn der Kapitalismus also von nichtkapitalistischen Formationen lebt, so lebt er, genauer gesprochen, von dem Ruin dieser Formationen, und wenn er des nichtkapitalistischen Milieus zur Akkumulation unbedingt bedarf, so braucht er es als Nährboden, auf dessen Kosten, durch dessen Aufsaugung die Akkumulation sich vollzieht. Historisch aufgefasst ist die Kapitalakkumulation ein Prozess des Stoffwechsels, der sich zwischen der kapitalistischen und den vorkapitalistischen Produktionsweisen vollzieht. Ohne sie kann die Akkumulation des Kapitals nicht vor sich gehen, die Akkumulation besteht aber, von dieser Seite genommen, im Zernagen und im Assimilieren jener. Die Kapitalakkumulation kann demnach so wenig ohne die nichtkapitalistischen Formationen existieren, wie jene neben ihr zu existieren vermögen. Nur im ständigen fortschreitenden Zerbröckeln jener sind die Daseinsbedingungen der Kapitalakkumulation gegeben.

Luxemburg kannte den Kapitalismus gut genug, um zu betonen, dass es sich hier nicht einfach um einen Prozess handelt, bei dem Kapital in eine Region fließt und dort kompatible Klassenverhältnisse herstellt. Und ihre (letztlich irrierte) Orientierung auf die Reproduktionsschemata verwies darauf, wie Ebbe und Flut des Kapitals zusammen mit

der Zunahme krisenhafter Tendenzen die ungleiche Entwicklung hervorriefen und beschleunigten.

In der krisengeschüttelten Welt unserer Tage hat anhaltende Überproduktion seit den 1970er Jahren eine lange Stagnationsperiode bewirkt, die „periodische und zyklische Reproduktionsschwankungen zwischen Überproduktion und Krise“ (Luxemburg) kennzeichnen. Die Hinwendung des Kapitals zu immer intensiveren Schüben der „Akkumulation durch Enteignung“ – wie David Harvey Luxemburgs Erkenntnisse reformuliert hat – bedeutet, dass deren Feststellungen von 1913 unmittelbare Relevanz für jeden haben, der sich mit der kapitalistischen Ausbeutung nichtkapitalistischer Lebensverhältnisse heute befasst:

Der Kapitalismus ist die erste Wirtschaftsform mit propagandistischer Kraft, eine Form, die die Tendenz hat, sich auf dem Erdrund auszubreiten und alle anderen Wirtschaftsformen zu verdrängen, die keine andere neben sich duldet. Er ist ein lebendiger historischer Widerspruch in sich selbst, seine Akkumulationsbewegung ist der Ausdruck, die fortlaufende Lösung und zugleich Potenzierung des Widerspruchs.

Die „Lösung“ ist aber, wie Luxemburg zeigte, in Wirklichkeit gar keine Lösung – lediglich eine „Verlagerung“. Und um das geographische Terrain abzustecken, auf dem die kapitalistische Krisenauslagerung sich vor einem Jahrhundert abspielte – und bis heute abspielt –, musste Luxemburg sich mit der Geopolitik eines Kolonialismus auseinandersetzen, der ihre Imperialismustheorie so glänzend bestätigte.

WIE DER KAPITALISMUS AFRIKA TRANCHIERT

Zugeschnitten wurde dieses geopolitische Terrain ausgerechnet in der Stadt ihrer Wahl, in der Berliner Wilhelmstraße 77. Dort erreichte 1884-85 der „Wettlauf um Afrika“ seinen ersten Höhepunkt. Anstelle des in der Nachkriegszeit abgerissenen Gebäudes gibt es am gleichen Ort jetzt einen unansehnlichen Wohnblock sowie ein Lokal – aber was in der Wilhelmstraße 77 seinerzeit stattfand, trug entscheidend dazu bei, dass Afrika in 54 dysfunktionale staatliche Einheiten zerlegt wurde. Familien wurden auseinandergerissen und Sprachen oktroyiert, deren Vorherrschaft die Kolonialzeit dann verewigte. Am Verhandlungstisch der Berliner Konferenz saß übrigens kein einziger Afrikaner.

Das dort kodifizierte Kolonialsystem, getragen hauptsächlich von Großbritannien, Frankreich, Portugal, Belgien und Deutschland, stellte die Durchsetzung kapitalistischer Rechts- und Eigentumsverhältnisse, das Gewaltmonopol der Kolonisatoren und die Einführung monetärer Verfahren sicher. Mit Hilfe dieser kapitalistischen Innovationen installierten die Kolonialmächte in Afrika Pseudostaaten, um den Kontinent effektiver ausplündern zu können. Luxemburgs große Innovation aber bestand in dem Nachweis, dass und wie die kolonial-imperiale Akkumulation sich „anderer Wirtschaftssysteme als Medium und Nährboden“ bediente.

Im Hinblick auf Südafrika bedeutete das, Luxemburg zufolge, dass die Berliner Konferenz erst möglich wurde, nachdem die Mächtigen der Welt erkannt hatten, wie wertvoll die koloniale Beute werden konnte:

Offen und mit aller Energie rückte das englische Kapital mit seinen eigentlichen Absichten erst heraus, als zwei wichtige Ereignisse: die Entdeckung der Diamantfelder Kimberleys 1867/70 und die Entdeckung der Goldminen Transvaals 1882/83 eine neue Epoche in der Geschichte Südafrikas eröffneten. Bald trat die Britisch-Südafrikanische Gesellschaft, d.h. Cecil Rhodes in Aktion. In der öffentlichen Meinung Englands vollzog sich ein rapider Umschwung. Die Gier nach den südafrikanischen Schätzen trieb die englische Regierung zu energischen Schritten an. [...] In den [18]50er Jahren hatte England durch den Sand-River-Vertrag und durch den Bloemfontein-Vertrag die Burenrepubliken anerkannt. Jetzt begann die politische Einkreisung der Bauernstaaten durch die Okkupation aller Gebiete um die winzigen Republiken herum, um ihnen jede Ausdehnung abzuschneiden.

Die Periode, in der sich das kolonial-imperiale System Ende des 19. Jahrhunderts konsolidierte, war zugleich eine lang anhaltende Krisenperiode des Weltkapitalismus. Angesichts der Kapital-Überakkumulation kanalisiert die Londoner City, die Pariser Finanzmärkte und andere Finanzakteure solche Kapitalien in Investitionsabenteuer, wie wir sie mit Figuren wie Cecil Rhodes, dem belgischen König Leopold und anderen überlebensgroßen Protagonisten der Akkumulation durch Enteignung verbinden.

DER AUFSTIEG SUBIMPERIALER MÄCHTE

Wenn wir die Nord-Süd-Beziehungen ein Jahrhundert später reminen, wie es Harvey in „The New Imperialism“ getan hat, erkennen

wir erneut, wie relevant die Luxemburgschen Einsichten für uns heute sind:

Es schließt dagegen den tiefen fundamentalen Widerstreit zwischen Produktionsfähigkeit und Konsumtionsfähigkeit der kapitalistischen Gesellschaft aus, der sich gerade aus der Kapitalakkumulation ergibt, der sich periodisch in Krisen Luft macht und der das Kapital zur beständigen Markterweiterung antreibt. [...] Wenn der Kapitalismus also von nichtkapitalistischen Formationen lebt, so lebt er, genauer gesprochen, von dem Ruin dieser Formationen, und wenn er des nichtkapitalistischen Milieus zur Akkumulation unbedingt bedarf, so braucht er es als Nährboden, auf dessen Kosten, durch dessen Aufsaugung die Akkumulation sich vollzieht. [...] Die Kapitalakkumulation kann demnach so wenig ohne die nichtkapitalistischen Formationen existieren, wie jene neben ihr zu existieren vermögen. Nur im ständigen fortschreitenden Zerbröckeln jener sind die Daseinsbedingungen der Kapitalakkumulation gegeben.

Bei Harvey liest sich das so: „Die Erschließung der Weltmärkte, sowohl der Güter- wie der Kapitalmärkte, eröffnete anderen Staaten Möglichkeiten, sich in die Weltwirtschaft einzugliedern, indem sie zunächst Kapital absorbierten, dann aber auch selber Surplus-Kapital produzierten. So wurden sie auf der Weltbühne zu Konkurrenten. Es kam zu dem, was als ‚Subimperialismen‘ bezeichnet werden könnte [...]. Jedes neu entstehende Zentrum der Kapitalakkumulation suchte für die eigenen Kapitalüberschüsse eigene raum-zeitliche Systemlösungen, indem es territoriale Einflussphären definierte.“

Diese Dynamik wiederum nötigt uns, den Aufstieg der BRICS-Staaten zu bedenken – jenes koordinierten Netzwerks von Staats- und Unternehmenschefs aus Brasilien, Russland, Indien, China und Südafrika, die besonders nach der Krise von 2008 als subimperiale Verbündete des Weltkapitals und seiner Expansionsbestrebungen daran gingen, ihrerseits „territoriale Einflussphären zu definieren“. Diese schließen die neokoloniale Landnahme durch gierige Investoren aus Indien, China, Südafrika und Brasilien ein, die in Afrika stattfindet. Es gibt viele Beispiele solcher subimperialer Aktivitäten, aber in der Regel konzentrieren sie sich auf Nahrungsmittel, Biotreibstoffe, Mineralien und Erdöl. Unter den Mitwirkenden finden wir häufig Warlords, korrupte Angehörige korrupter Politiker und andere Kapitalinteressenten der jeweiligen Länder.

Hinzu kommt, dass die Expansion häufig explizit sub-imperial ist, insofern sie in nicht- oder weniger kapitalistischen Gebieten als

eine Art Gleitmittel für das Eindringen kapitalistischer Verhältnisse dient. Die außerordentlich erfolgreiche Durchdringung afrikanischer Supermärkte und der aufkommenden Shopping Malls durch südafrikanisches Handelskapital veranschaulicht das Phänomen. Eine der wichtigsten unter den betreffenden Firmen – Makro –, die zufällig kürzlich von Walmart aufgekauft wurde, liefert ein gutes Beispiel für die präzedenzlose Konzentration des Großhandelskapitals und für die damit verbundenen ultrabiligen Produktionslinien, die sich bis hin zur Super-Ausbeutung der Arbeiter Chinas, der weiblichen Landbevölkerung und der Umwelt, einschließlich des Outsourcing der Treibhausgasemissionen, erstrecken.

Aus diesen Gründen kamen in der südafrikanischen Linken Bedenken auf, dass, wie es der damalige stellvertretende Außenminister Marius Fransman formulierte, „unsere Präsenz in der BRICS-Gruppe uns nötigen würde, auf Afrikas Integration in den Welthandel zu drängen“. Michelle Ruiters von der Development Bank of Southern Africa verstärkte diese Besorgnis, als sie erklärte: „Im Fokus steht für uns hauptsächlich [...] die Finanzierung großer, grenzüberschreitender Infrastrukturprojekte, insbesondere deshalb, weil wir feststellen, dass die meisten Blockaden im Bereich der Infrastrukturentwicklung diejenigen sind, die auf der Liste der grenzüberschreitenden Vorgaben stehen.“

Den BRICS-Staaten geht es hier darum, ihren extraktiven Industrien bei der weiteren Ausplünderung des Kontinents behilflich zu sein. Neben Südafrika (mit den kontinentweit größten Lagerstätten mineralischer Rohstoffe, deren Wert auf Billionen von Dollars veranschlagt wird) waren die anderen Hauptförderländer Afrikas auf dem Höhepunkt der Rohstoffkonjunktur Botswana, Sambia, Ghana, Namibia, Angola, Mali, Guinea, Mauretanien, Tansania und Simbabwe. Afrikas Öl- und Gasproduzenten sind, nach der Größe der jeweiligen Reserven aufgezählt, Nigeria, Angola, Ghana, Gabun, Kongo (Republik), Äquatorial-Guinea, der Tschad und Uganda.

Um die Förderung afrikanischer Rohstoffe voranzutreiben, ist mit der Planung eines neuen, massiven Programms zur Infrastrukturentwicklung in Afrika begonnen worden, dessen Finanzvolumen sich auf jährlich 93 Mrd. US-Dollar belaufen soll. Unter anderem mit Blick auf die Bereitstellung der Mittel zur Finanzierung derartiger Infrastruktur-Megaprojekte wurde 2015 die New Development Bank der BRICS-Staaten gegründet.

KAPITALISTISCHE WIDERSPRÜCHE UND SUBIMPERIALE AMBITIONEN

All dies geschah just zu dem Zeitpunkt, als die Weltrohstoffpreise abzustürzen begannen. Die sinkende Wachstumsrate und Überproduktionstendenzen in China hatten zwischen 2011 und 2015 bei den wichtigsten mineralischen Rohstoffen einen Preisrückgang um über 50 Prozent zur Folge. Im Falle Südafrikas wirkte sich der Zusammenbruch der Preise für Kohle und für Platin auf die Aktienkurse großer vor Ort tätiger Unternehmen verheerend aus. Ihr Nettowert sank rasch, in vielen Fällen um über 85 Prozent.

In diesem Kontext – der Krise und der super-ausbeuterischen Beziehungen zwischen kapitalistischen und nichtkapitalistischen Sphären – findet die Luxemburgsche Imperialismustheorie sich in Afrika hundert Jahre später mannigfach bestätigt. 2013 veröffentlichte WikiLeaks E-Mails, die Jeremy Hammond aus den Datenbeständen von Stratfor (bekannt als privatwirtschaftliches Gegenstück zur Central Intelligence Agency) gehackt hatte. Die Analysten dieser Firma bilanzierten die Lage in der Region durchaus zutreffend wie folgt:

Südafrikas Geschichte verläuft im Wechselspiel von Wettbewerb und Kohabitation zwischen in- und ausländischen Interessenten, die die mineralischen Ressourcen des Landes ausbeuten. Obwohl es von einer demokratisch gewählten Regierung geführt wird, bleiben Südafrikas Imperativ im Kern: die Aufrechterhaltung eines liberalen Regimes, das den freien Fluss von Arbeit und Kapital aus der und in die Region des südlichen Afrika gestattet, und die Aufrechterhaltung überlegener Sicherheitskapazitäten, die ins südliche und mittlere Afrika projiziert werden können.

Ziemlich exakt hundert Jahre nachdem Luxemburg die innere Notwendigkeit dargelegt hatte, die den Imperialismus dazu treibt, auf der Suche nach außerökonomischen Reichtümern (kapitalistische vs. nichtkapitalistische Ausplünderung) gewalttätig zu werden, kam es in der Zentralafrikanischen Republik (ZAR) zu einem subimperialistischen Anwendungsfall. Die demokratisch gewählte Regierungsmehrheit des Afrikanischen Nationalkongresses (ANC) nennt sich selbst ausdrücklich „antiimperialistisch“, und trotzdem lieferte sie im Jahr 2013 in der ZAR eine kleine, aber bezeichnende Probe aufs Exempel. Ein gewisser Didier Pereira, Sonderberater des dortigen Präsidenten Francois Bozize, war eine Partnerschaft mit dem



„harten Mann“ des ANC und mit Chancellor House, dem finanziellen Arm der Partei, eingegangen, um ein Exportmonopol für Diamanten zu etablieren. Rechercheuren der Zeitung „Mail & Guardian“ zufolge ist „Pereira derzeit Partner des ANC-Security-Supremo und -Fundraisers Paul Langa sowie des früheren Spionagechefs Billy Masetlha.“

Im Ergebnis entsandten zwei südafrikanische Präsidenten, sowohl Thabo Mbeki als auch Jacob Zuma, Truppen in die Zentralafrikanische Republik, erst, um Bozize in seinem Präsidentenpalast zu schützen, und dann, nach seiner Flucht, zur Unterstützung der Geschäfte Johannesburgischer Firmen in der Landeshauptstadt Bangui. Doch am Vorabend des BRICS-Gipfeltreffens in Durban wurde Bangui von Rebellen gestürmt und 15 der 220 SANDF-Sol-

daten (South African National Defence Force), die in ein heftiges Feuergefecht mit den Rebellen gerieten, kamen ums Leben. Ihre Särge wurden zum gleichen Zeitpunkt in Südafrika eingeflogen, als dort die BRICS-Führer landeten. Der Vorgang demonstrierte im Übrigen die Grenzen jener „überlegenen Sicherheitskapazitäten, die ins südliche und mittlere Afrika projiziert werden können“.

Doch nicht nur die SANDF beeilte sich, die exzessivsten Kapitalinteressen zu bedienen. Sieben Monate zuvor, Mitte August 2012, hatte schon der heimische South African Police Service (SAPS) anlässlich eines wilden Streiks in Marikana mit einem Massaker, dem 34 Arbeiter des dortigen Lonmin-Platinbergwerks zum Opfer fielen, weltweit traurige Berühmtheit erlangt. Die Polizei war per E-Mail von Cyril Ramaphosa gerufen worden, der mit einem neunprozentigen Anteil der Lonmin-Aktien schwarze Investoren repräsentierte. Es handelt sich um denselben Ramaphosa, der Ende der 1980er Jahre als Bergarbeiterführer mit einer landesweit bahnbrechenden Streikbewegung das Apartheidssystem ins Wanken brachte. Nach dessen Sturz verwandelte Ramaphosa sich alsbald in einen milliarden schweren schwarzen Kapitalisten. Den ANC-Eliten blieb er dabei eng verbunden – Ende 2012 wurde er Vizepräsident der Regierungspartei und 2014 Vizepräsident des Landes –, so eng, dass er am 15. August 2012 dem Polizeiminister per E-Mail unbekümmert mitteilen konnte, er wünsche eine „scharfe Reaktion“ auf den Streik der Bergarbeiter, die er „bastardly criminal“ nannte. Binnen 24 Stunden folgte darauf das Polizeimassaker von Marikana.

DIE NOTWENDIGKEIT, WIDERSTAND ZU LEISTEN

An diesem Punkt hatte Südafrikas Arbeiterklasse es satt, dass die kapitalistische Krise auf ihren Rücken abgewälzt wurde: Verschlechterung der Relation zwischen Arbeitseinkommen und Profiten (um mehr als fünf Prozent im Vergleich zu 1994), zunehmende Einkommens- und Vermögensungleichheit (bis zu einem außergewöhnlich hohen Gini-Koeffizienten von 0,77 auf einer Skala von 0 bis 1, wie die Weltbank meldet), extreme Armut (mit einem Anstieg auf 63 Prozent der Bevölkerung bis 2011, wie Wissenschaftler der University of Cape Town ermittelten) und sprunghaft ansteigende Verschuldung. Letztere fällt in unserem Zusammenhang insofern besonders ins Gewicht, als deregulierte „Mashonisa“-Kredithaie en masse über

die Marikana-Platinarbeiter hergefallen waren, um Kreditnehmer zu rekrutieren. Bald fraßen die Kosten der Kreditbedienung die Löhne der Bergarbeiter auf, die schließlich völlig verzweifelten. Selbst nach dem Massaker kämpften sie zu Tausenden weiter und streikten vier Wochen lang um 1000 USD-Monatslohn. 2015 schließlich blieben über 70 000 Arbeiter aller übrigen Platinbergwerke fünf Monate lang im Streik, bis sie ihre Forderung durchsetzen konnten – um den Preis enormer Leiden und großer Wut.

Das alles erinnerte nur zu sehr an die Worte, mit denen Luxemburg hundert Jahre zuvor das gleiche Terrain beschrieben hatte:

Je gewalttätiger das Kapital vermittelt des Militarismus draußen in der Welt wie bei sich daheim mit der Existenz nichtkapitalistischer Schichten aufräumt und die Existenzbedingungen aller arbeitenden Schichten herabdrückt, umso mehr verwandelt sich die Tagesgeschichte der Kapitalakkumulation auf der Weltbühne in eine fortlaufende Kette politischer und sozialer Katastrophen und Konvulsionen, die zusammen mit den periodischen wirtschaftlichen Katastrophen in Gestalt der Krisen die Fortsetzung der Akkumulation zur Unmöglichkeit, die Rebellion der internationalen Arbeiterklasse gegen die Kapitalsherrschaft zur Notwendigkeit machen werden, selbst ehe sie noch ökonomisch auf ihre natürliche selbst geschaffene Schranke gestoßen ist.

Afrikas Arbeiter spüren diese Notwendigkeit – glaubt man dem Weltwirtschaftsforum (WEF) – wohl noch stärker als die anderer Kontinente. Der WEF-Weltindex der Wettbewerbsfähigkeit (der Global Competitiveness Report) misst jedes Jahr die sogenannte „employer-labor cooperation“. Seit 2012 nimmt das südafrikanische Proletariat die Spitzenstellung als am wenigsten kooperative Arbeiterklasse der Welt ein (worin sich die Intensivierung von Kämpfen wie im Fall Marikana spiegelt, denn 2011 war es Platz 7 gewesen). Die Anzahl „gewalttätiger“ Demonstrationen ist stark gestiegen und hat sich von weniger als 600 jährlich im Zeitraum 2002-04 bis 2014 auf fast das Vierfache erhöht.

Der WEF-Report zeigt auch, über welches Widerstandspotenzial die Arbeiterklasse anderer afrikanischer Länder verfügt. Auf einer Skala von 10 (besonders anpassungsfähig) bis 1 (besonders militant) nehmen unter den 148 untersuchten Ländern Afrikaner einen besonderen Rang ein: von den 2013 als außergewöhnlich militant eingestuften 38 Arbeiterklassen (mit 4 Punkten oder weniger) sind 18 afrikanisch. Südafrikas Punktzahl (2,6) zeigt, dass die

Arbeiterklasse dieses Land besonders zornig ist, aber einige andere legen ebenfalls eine bewundernswerte Widerstandskraft an den Tag, die sie befähigt, dem örtlichen Kapital und den Staatseliten, die die Kapitalherrschaft durchsetzen, Paroli zu bieten.

In der Tat beschleunigt die Revolte sich unverkennbar, besonders seit dem Absturz der Rohstoffpreise, die 2011 ihren Höhepunkt erreicht hatten. Die Afrikanische Entwicklungsbank (African Development Bank) bezieht von Reuters und Agence France Press jährlich Berichte, die weltweit das Ausmaß sozialer Unruhe erfassen sollen. Pressequellen zufolge stiegen die wichtigsten öffentlichen Protestaktivitäten vom Ausgangsniveau des Jahres 2000 (100 Indexpunkte) auf nahezu 450 Punkte 2011 an. Statt nach dem Arabischen Frühling, besonders den Regimestürzen in den nordafrikanischen Ländern Tunesien, Ägypten und Marokko, wieder abzusinken, stieg der Protestindex sogar noch weiter an, auf 520 im Jahr 2012, als sich die Dynamik in Algerien, Angola, Burkina Faso, Tschad, Gabun, Marokko, Nigeria, Südafrika und Uganda fortsetzt. Auch 2013 wuchs die Indexpunktzahl weiter an, auf 550; 2014 ging sie dann geringfügig zurück. Doch wie in den Vorjahren waren es hauptsächlich sozio-ökonomische Ungerechtigkeiten, die Proteste auslösten.

Mancherorts, besonders in einem Teil Afrikas, der von Nigeria, Mali und der Sahelzone quer durch Zentralafrika in den Sudan, nach Somalia und Kenia reicht, verbinden sich diese Missstände schnell mit den Schäden, die der (kapitalistisch induzierte) Klimawandel verursacht. Dies führt, wie etwa in Darfur, zur Entwurzelung der nichtkapitalistischen Schichten der Kleinbauern und Nomaden, was wiederum die betroffenen Bevölkerungsgruppen noch tiefer in die Verzweiflung treibt. Nicht zufällig haben, seit George W. Bush 2008 das African Command gründete, Tausende US-Militärangehörige quer durch Afrika Dutzende von Stützpunkten errichtet, auf denen (wie Nick Turse dokumentiert hat) afrikanisches Militär für die Niederschlagung solcher Rebellionen ausgebildet wird. Wie sagte doch Jacob Zuma, nachdem sich die Führer des Kontinents 2014 mit Barack Obama getroffen hatten: „Es gab schon bisher ein gutes Verhältnis zwischen Afrika und den Vereinigten Staaten, aber dieser Gipfel hat es neu gestaltet und auf ein anderes Niveau gehoben [...]. Wir haben den Rückhalt der Vereinigten Staaten für Afrikas Friedens- und Sicherheitsinitiativen sichergestellt [...]. Die Bodentruppen müssen, wie Präsident Obama sagte, afrikanisch sein.“

SOLIDARITÄT UND IDEOLOGIE

Schon Rosa Luxemburg hatte warnend festgestellt:

Je energischer das Kapital den Militarismus gebraucht, um die Produktionsmittel und Arbeitskräfte nichtkapitalistischer Länder und Gesellschaften durch die Welt- und Kolonialpolitik sich selbst zu assimilieren, um so energischer arbeitet derselbe Militarismus daheim, in den kapitalistischen Ländern, dahin, den nichtkapitalistischen Schichten dieser Länder, d.h. den Vertretern der einfachen Warenproduktion, sowie der Arbeiterklasse fortschreitend die Kaufkraft zu entziehen, d.h., die ersten immer mehr der Produktivkräfte zu berauben, die letztere in ihrer Lebenshaltung herabzudrücken, um auf beider Kosten die Kapitalakkumulation gewaltig zu steigern. Von beiden Seiten schlagen aber die Bedingungen der Akkumulation auf einer gewissen Höhe in Bedingungen des Untergangs für das Kapital um.

Der Absturz der Preise für Öl und andere mineralische Rohstoffe seit 2011 hat klargestellt, dass der Rohstoffe-Superzyklus ebenso wie die Ära des lächerlichen Geredes von „Afrikas Aufstieg“ jetzt definitiv vorüber ist. Was die vor uns liegende Periode betrifft, so wird man vielleicht stattdessen einmal vom „Aufstand der Afrikaner“ sprechen. Als Rosa Luxemburg vor einem Jahrhundert ihren Blick auf diesen Kontinent richtete, stieß sie auf Anzeichen nichtkapitalistischen, ja antikapitalistischen Widerstands. Zu ebenjener Zeit begann der Völkermord der deutschen Regierung am Hererovolk in Namibia. Von Nordafrika bis zum Kap geriet der Kolonialismus damals in Schwierigkeiten:

Die Vernichtung des Gemeineigentums sollte vor allem die Macht der arabischen Geschlechter als sozialer Verbände zertrümmern und damit ihren hartnäckigen Widerstand gegen das französische Joch brechen, der sich trotz aller Militärübermacht Frankreichs in unaufhörlichen Rebellionen der Stämme kundtat und einen unaufhörlichen Kriegszustand in der Kolonie zur Folge hatte. Der Endzweck der englischen Politik war klar: Sie bereitete von langer Hand den Landraub im großen Stil vor, wobei sie die Häuptlinge der Eingeborenen selbst zu ihren Werkzeugen machte. Vorerst beschränkte sie sich auf die „Pazifizierung“ der Neger durch große militärische Aktionen. Neun blutige Kaffernkriege wurden bis 1879 durchgeführt, um den Widerstand der Bantus zu brechen.

Auch heute werden afrikanische Aufstände mit blutigen Kriegen bekämpft. Was vor einem Jahrhundert fehlte und heute immer noch fehlt, ist eine koordinierte Strategie für derartige Situationen. Damit, wenn das kapitalistische System in der Konfrontation mit nichtka-

pitalistischen Gesellschaften und der Natur in Afrika Widerstand auslöst, dieser stärker und robuster – und eindeutiger antikapitalistisch – als bisher ausfallen kann. Als Frantz Fanon in seinem Buch „Die Verdammten dieser Erde“ von den „Fallstricken des Nationalbewusstseins“ sprach, in denen kleinbürgerliche Führer sich verfangen, war das eine Warnung vor jener antikolonialen, aber entschiedenen nationalistischen Politik, die bis heute vorherrscht. Ein wirklich linker panafrikanischer Antikapitalismus harrt immer noch seiner massenwirksamen Artikulation.

Luxemburg weist den Weg, der ideologisch weiterführt. Diese Wegweisung lässt sich unmittelbar aus den Erfahrungen der unterschiedlichen proletarischen und präproletarischen Erhebungen ableiten, die sie so aufmerksam beobachtet hat – aus der Entfernung in Südafrika und als unmittelbar Beteiligte in Europa:

Auf einer gewissen Höhe der Entwicklung kann dieser Widerspruch nicht anders gelöst werden als durch die Anwendung der Grundlagen des Sozialismus – derjenigen Wirtschaftsform, die zugleich von Hause aus Weltform und in sich ein harmonisches System, weil sie nicht auf die Akkumulation, sondern auf die Befriedigung der Lebensbedürfnisse der arbeitenden Menschheit selbst durch die Entfaltung aller Produktivkräfte des Erdrundes gerichtet sein wird. ■■■

RICHARD D. WOLFF

HUNDERT JAHRE GLOBALER RELOZIERUNG DES KAPITALS

Rosa Luxemburg hat mit ihrem Werk Außerordentliches geleistet. Erstens vermochte sie es, in beispielhafter Anwendung der Marxschen Ökonomietheorie, den Kapitalismus ihrer Zeit in seinen Schlüsselaspekten zu erklären. Zweitens integrierte sie Außenhandel und Imperialismus tiefer und verständnisvoller als die meisten Ökonomen, Marx eingeschlossen, in die Ökonomietheorie. Drittens zeigte sie, welche gewichtigen Erkenntnisse sich mit Hilfe der grundlegenden Wert- und Preiskategorien von Marx gewinnen lassen: eine bemerkenswerte Bestätigung dafür, wie nützlich die Arbeitswerttheorie ist. Und schließlich verknüpfte sie ihre theoretische Arbeit mit den strategischen Bedürfnissen und Debatten der Arbeiterbewegungen ihrer Zeit. Sie nahm mit einer Offenheit Partei, für die es unter Wirtschaftswissenschaftlern seither kaum Parallelen gibt. Diese verkaufen sich stattdessen lieber, indem sie vorgeben, als Wissenschaftler „über der Politik“ zu stehen.

Um das, was Luxemburg in „Die Akkumulation des Kapitals“ geleistet hat, zu würdigen und zu nutzen, sollten wir ihre Art der Analyse weiterführen. Das ist besonders deshalb angebracht, weil der Kapitalismus gegenwärtig einen historischen Wandlungsprozess durchläuft, der stark unterschätzt wird. Seit er zunächst im England des 18. Jahrhunderts zum vorherrschenden Wirtschaftssystem wurde, hat der Kapitalismus sich nach Westeuropa, Nordamerika, Japan und schließlich in den Rest der Welt ausgebreitet. Bis in die 1970er Jahre hinein konzentrierte der Kapitalismus seine Fabriken, Büros, Warenlager und Läden in seinen alten Zentren: Westeuropa, Nordamerika und Japan.

DIE EXPANSION DES „HINTERLANDS“

Die alten Zentren waren von Gebieten umgeben, die man als „Hinterland“ bezeichnete. Zunächst handelte es sich dabei um ländliche Zonen gleich außerhalb der kleineren und größeren Städte, in denen der Kapitalismus seine Unternehmungen konzentrierte. Aus dem Hinterland kamen Rohstoffe, Nahrungsmittel und Migranten, die auf Arbeitssuche in die Städte zogen. Außerdem bot es Märkte, auf denen der kapitalistische Warenausstoß sich absetzen ließ. Mit der zunehmenden Urbanisierung, die mit der Industrialisierung einherging, musste das jeweilige Hinterland expandieren. Schließlich bewirkten Kolonialismus und Imperialismus seine Globalisierung.

In den 1970er Jahren war die Aufteilung der Welt so weit gediehen, dass sie in ein dominierendes Kerngebiet, nämlich die alten Zentren plus einige ihrer vormals kolonialen Außenposten, und eine Peripherie zerfiel. Extreme Unterschiede der ökonomischen Entwicklung, Lebensstandards etc. trennten die beiden. In den alten Zentren hatte die Entwicklung des Kapitalismus eine Arbeiterklasse hervorgebracht, die in der Lage war, höhere Löhne – Vorbedingung eines steigenden Lebensstandards – zu erkämpfen. In der flächenmäßig weitaus größeren, breiter gestreuten und kulturell diversen Peripherie war dies nicht möglich gewesen. So hatte der Kapitalismus auf dem Stand der 1970er Jahre eine extrem ungleich entwickelte Weltwirtschaft geschaffen – das globale Gegenstück zu der üblicherweise ebenfalls ungleichmäßigen Entwicklung innerhalb von Ländern, Regionen und Städten (die Mike Davis in seinem „Planet of Slums“ 2006 so schön illustriert hat).

Die Kapitalisten des Kerngebiets konnten sich in den 1960er und 1970er Jahren einer Reihe von „Heureka“-Momenten erfreuen. Die wettbewerbsfähigeren unter ihnen nahmen eine Gelegenheit wahr, welche die ungleiche Entwicklung des Kapitalismus ihnen eröffnete. Der üblich werdende Jet-Flugverkehr machte jeden Punkt des Planeten innerhalb weniger Stunden erreichbar. Die modernen Telekommunikationsmittel ermöglichten es Unternehmenschefs, in tausende Kilometer entfernten Fabriken, Büros und Warendepsots die dort Beschäftigten ebenso leicht zu kontrollieren, wie sie früher die unteren Stockwerke ihrer Verwaltungsgebäude von den oberen aus kontrolliert hatten. Gleichzeitig war in den 1970ern ein Zustand erreicht, in dem sowohl die Völker wie die Regierungen der als peripher definierten Länder verzweifelt nach Arbeitsplätzen, Finanzierungsmitteln und Infrastrukturen strebten und die dortigen

Unternehmen ihre jahrhundertalte „Unterentwicklung“ überwinden mussten.

So kam es in den 1970er Jahren zu einem neuen, einschneidenden Wirtschaftsdeal: Die Kapitalisten der alten Zentren wollten billigere Arbeit und weniger Regulierungszwänge als sie „zu Hause“ vorfanden. Diese Wünsche konnten sie sich erfüllen, wenn sie Fabriken, Verwaltungsbereiche und schließlich auch Warendepots in die frühere Peripherie auslagerten – nach China, Indien, Brasilien etc. mit ihren verzweifelt um Entwicklungsmöglichkeiten ringenden Volkswirtschaften. Letztere wiederum hatten billige Arbeitskräfte und eine geringe Regulierungsdichte zu bieten. Jene Kapitalisten aus den alten Zentren, die als erste ihr Kapital für derartige Auslagerungsschritte riskierten, profitierten dermaßen, dass viele andere ihrem Beispiel begeistert folgten.

GLOBALE RELOZIERUNG UND TRANSFORMATION DES KAPITALISMUS

Die globale Relozierung des Kapitalismus – ein historischer Vorgang, der weiter voranschreitet – konzentrierte sich anfangs auf Produktionsanlagen. Inzwischen schließt sie auch Dienstleistungen ein. Führende Kapitalisten gaben ihre alten Zentren auf, um auswärts neue, profitablere Zentren zu schaffen, wobei ihnen lokale Kapitalisten und deren Regierungen als Partner dienten. In diesen neuen Zentren vollzogen sich gesellschaftliche Transformationen, die anderswo Jahrhunderte dauerten, binnen weniger Jahrzehnte: die Überwindung extremer Arbeit, der Übergang von der ländlichen zur städtischen Lebensweise und von der landwirtschaftlichen in die industrielle Welt. Welche Folgen das für die alten Zentren des Kapitalismus wie auch für die neuen nach sich zieht, ist noch kaum verstanden worden.

Die globale Relozierung des Kapitals ist einerseits Folge, andererseits Beschleunigungsfaktor einer plötzlich zunehmenden Versorgung mit Arbeitskräften, die massenhaft in den kapitalistischen Orbit gelangen. Hunderte Millionen Arbeiter, denen der moderne kapitalistische Arbeitsmarkt zuvor verschlossen war (aufgrund von Armut, Unterentwicklung, politischer Isolation ihrer Länder etc.), standen diesem plötzlich zur Verfügung. Verzweifelt auf Arbeitssuche und an niedrige Lebensstandards seit langem gewöhnt, willigten sie in erheblich niedrigere Löhne ein als die, welche die Kapitalisten

in den alten Zentren gezahlt hatten. Der Preis der Arbeitskraft fiel, mit Marx gesprochen, weit unter ihren Wert. Scharenweise verließen Kapitalisten die alten Zentren, um aus dem plötzlich eingetretenen Ungleichgewicht zwischen Angebot und Nachfrage auf dem Weltarbeitsmarkt ihren Vorteil zu ziehen. Das Kapital erwies sich als global mobil, was für den Faktor Arbeit weiterhin weniger galt, wie die viel begrenzte, wenngleich beträchtliche Zunahme der Einwanderung in die alten Zentren zeigt.

Überangebote wirken sich zum Vorteil der Käufer, nachteilig aber für die Verkäufer von Arbeitskraft aus. Die Löhne sinken, die Profite steigen und die ökonomischen Ungleichheiten vertiefen sich. Marx veranlasste das, in seinen ökonomischen Forschungen einer Frage nachzugehen, die der herkömmlichen Wirtschaftswissenschaft fremd ist: Wird der niedrige Preis der Arbeitskraft wieder in Richtung ihres Werts ansteigen oder wird der Wert der Arbeitskraft sich tendenziell dem niedrigen Preis angleichen? Arbeiter und Arbeiterbewegung werden versuchen, den Preis der Arbeitskraft in Richtung ihres eigentlichen Werts hochzutreiben, während das Kapital bestrebt ist, den Wert auf das Niveau des Preises zu drücken. Für Marx hängt das Ergebnis vom jeweiligen Niveau politischer Organisation, Überzeugungskraft und Gewaltbereitschaft ab, das die eine oder die andere Seite in diesem Kampf erreicht.


Mittlerweile wird dieser Kampf aufgrund der zunehmenden Globalisierung des Arbeitsmarkts weltweit ausgetragen. In den alten Zentren des Kapitalismus sind die Reallöhne seit den 1970er Jahren, soweit sie nicht stagnierten, überall gesunken, während sie in den neuen kapitalistischen Zentren gestiegen sind und weiter steigen. Das lässt vermuten, dass der Preis der Arbeitskraft in den neuen Zentren in Richtung des Werts der Arbeitskraft steigt, während in den alten Zentren das genaue Gegenteil geschieht. Die mögliche Konvergenz beider Entwicklungen zu einem dazwischen liegenden Gleichgewicht wird nur so lange anhalten, bis dieses Gleichgewicht unvermeidlicherweise neuerlich gestört wird.

Auch wenn beide Tendenzen einander an irgendeinem Punkt zwischenzeitlich ausgleichen sollten, bedeutet das in jedem Fall, dass mit der globalen Relozierung des Kapitals der Anteil an Verteilungsmasse, der auf den Faktor Arbeit entfällt, deutlich abnimmt. Schon bisher hat die weltweite Relozierung die Einkommens- und Vermögensungleichheiten sowohl innerhalb der alten wie der neuen Zentren des Kapitalismus (allerdings nicht zwischen ihnen) vertieft.

Für all dies gibt es empirische Evidenz im Überfluss. Thomas Pikettys Werk „Das Kapital im 21. Jahrhundert“ (2013) liefert das beste statistische Material, auch wenn ich seine Auffassungen darüber, warum es so kam und was dagegen zu tun ist, nicht teile. Auch mit Rosa Luxemburgs oder Marx' Werk stehen sie nicht im Einklang.

DIE POLITISCHE FRAGE PAR EXCELLENCE

In den alten Zentren des Kapitalismus hat dessen Relozierung dazu geführt, dass sich weithin das Gefühl ausbreitet, vernachlässigt oder aufgegeben zu werden. Das System, das Massenloyalität forderte und erlangte, verabschiedet sich, und mit ihm verschwinden, so empfinden es viele, die regelmäßigen Lohnsteigerungen, die Arbeitsplatzsicherheit und die Leistungen, die für die großen und wachsenden „Mittelschichten“ im Kapitalismus einst garantiert erschienen. Im 19. und 20. Jahrhundert hatte der Kapitalismus in seinen alten Zentren deren oft militante Arbeiterklasse für die immer intensivere Ausbeutung mit steigenden Reallöhnen und verbesserten Arbeitsbedingungen entschädigt. Doch seit den 1970er Jahren bietet der Kapitalismus diesen Deal nur noch den Menschen in seinen neuen Zentren. Der übergroßen Mehrheit der Arbeiterklasse in den alten Zentren hingegen bietet er anhaltend stagnierende oder sich verschlechternde Reallöhne und Arbeitsbedingungen. Die Politikfrage *par excellence* in den alten Zentren lautet deshalb: Wird die dortige Arbeiterklasse, wenn sie begreift, was der Kapitalismus den arbeitenden Menschen da bietet, und ihre Schlüsse daraus zieht, einen solchen Deal akzeptieren, obwohl er so viel schlechter ist als das, woran sie sich im vergangenen Jahrhundert gewöhnt hat? Gleichzeitig wird die soziale Stabilität in den neuen Zentren, wo die rapide kapitalistische Entwicklung noch groteskere Ungleichheiten und Ungleichgewichte erzeugt, mit ähnlich nagenden Fragen konfrontiert sein.

Nach 250 Jahren Kapitalismus tauschen Zentrum und Peripherie die Plätze – ein Prozess, dessen Verlauf und Ergebnisse gut und gerne das System als solches destabilisieren könnten. Je nachdem wie die Kapitalismuskritiker, durch rapide Zunahme ihrer Zahl und ihrer Einsichten stärker und kühner werdend, in den Prozess eingreifen, könnten sie Destabilisierung in Systemveränderung konvertieren. 

7

**ANSTELLE
EINES FAZITS**

PETER HUDIS UND PAUL LE BLANC

EIN LEBEN, AUF DAS ZURÜCKZUKOMMEN SICH LOHNT: ROSAS „GESAMMELTE WERKE“ IM RÜCKBLICK UND ALS PUBLIKATIONSVORHABEN

Die Beiträge dieses Buchs sind aus den Referaten einer internationalen Konferenz hervorgegangen, die unter dem Titel „Rosa Remix“ am 21. und 22. August 2015 in New York City stattfand. Gesponsert wurde sie vom New Yorker Büro der Rosa-Luxemburg-Stiftung und von Verso Books, die gemeinsam für die Veröffentlichung der „Complete Works“, der Gesammelten Werke Rosa Luxemburgs, in englischer Übersetzung verantwortlich zeichnen. Die Konferenz zielte in erster Linie darauf ab, eine breitere Diskussion über Leben und Leistungen Luxemburgs anzuregen und einen größeren Personenkreis dafür zu gewinnen, die Publikation ihrer Werke und die Verbreitung ihrer Ideen zu unterstützen. Einen Schwerpunkt bildete die Beschäftigung mit den bereits erschienenen beiden Bänden der Complete Works, an deren redaktioneller Bearbeitung und Herausgabe die Autoren dieses Beitrags beteiligt waren. Diese Bände enthalten neu übersetzte ökonomische Schriften Luxemburgs. Ihre ökonomischen Erkenntnisse bildeten ein Schlüsselthema der Konferenz, die sich allerdings ebenso der Frage widmete, welche Relevanz Luxemburgs Leben und Werk für die heutige Zeit zukommt.

Zwischen Luxemburgs Zeit und der unsrigen bestehen wichtige Unterschiede, aber auch Ähnlichkeiten. Luxemburg reifte in einer Periode, in der die europäische Arbeiterbewegung und ihre

sozialistischen Parteien ihrerseits einen gewissen Reifegrad erlangten. Stark beeinflusst von marxistischen Vorstellungen hatte sich eine massive, rasch wachsende Bewegung aus Parteien, Gewerkschaften, sozialen und kulturellen Organisationen herausgebildet. Deren reiches Aktivitätsspektrum gründete auf der Überzeugung, dass die Kämpfe der wachsenden Arbeiterklasse nicht nur eine bessere Lebensqualität in der Gegenwart bewirken, sondern auch einen Übergang vom Kapitalismus zum Sozialismus herbeiführen müssten. Es war eine Zeit tiefgehender Veränderungen und Innovationen: Neue Technologien ließen die Welt auf vielfältige Weise zusammenwachsen und schufen sowohl mehr Reichtum als auch mehr Ungleichheit. Wissenschaftliche und kulturelle Innovationen gingen mit regelmäßigen Wirtschaftskrisen und einer hektischen Intensivierung imperialistischer und militaristischer Dynamiken einher. Es war zugleich eine Zeit, in der sich Familienstrukturen und Frauenrollen in vielen Teilen der Welt zu verändern begannen. Ein weit ausgreifender Prozess, in dem sich bestimmte Aspekte der Frauenunterdrückung mit anderen, positiveren Entwicklungen vermischten, eröffnete zumindest manchen Frauen – unter ihnen Rosa Luxemburg – neue Möglichkeiten.

EIN BEMERKENSWERTES LEBENSWERK

Geboren 1871, wuchs Rosa Luxemburg in einer wohlhabenden, hochgebildeten Familie auf, die das kritische Denken ihrer außergewöhnlich intelligenten Tochter nach Kräften förderte. Ihre jungen Jahre verbrachte Rosa in einem dreigeteilten, unter deutscher, russischer und österreich-ungarischer Herrschaft stehenden Polen – in einer Zeit, in der die steigende Flut *demokratischer Bestrebungen* und zugleich der *industriekapitalistischen Transformation* bewirkte, dass die sozialistische Bewegung globale Dimensionen annahm. Schon bevor sie 15 war, zog es sie in die revolutionäre Bewegung Polens. Selbst zu der Zeit, als sie ihre akademische Ausbildung abschloss und an der Universität Zürich ihren wirtschaftswissenschaftlichen Doktorgrad erwarb, war es die Schulung im marxistischen Untergrund, die ihre Geisteshaltung nachhaltig prägte.

1898 zog Luxemburg nach Deutschland, um dort in der SPD, der mitgliederstarken und einflussreichen Sozialdemokratischen Partei dieses Landes, eine gewichtigere Rolle spielen zu können. Schon bald nahm sie im revolutionären Flügel der sozialistischen

Bewegung einen prominenten Platz ein, erwarb sich ein beträchtliches Maß an Respekt, stieß aber auch auf feindselige Ablehnung. Diese Feindseligkeit ging nicht allein von Verteidigern des kapitalistischen Status quo aus, sondern auch von bürokratisch-konservativen Elementen in der sozialistischen Bewegung und den Gewerkschaften, die Luxemburgs glänzende Beiträge zum revolutionären Marxismus als Bedrohung wahrnahmen. Rosas engste Genossen waren Berufsrevolutionäre und Arbeiterklassen-Intellektuelle, deren Leben in einer idealistischen und leidenschaftlich-engagierten Mischung aus revolutionärer Agitation, intensiver Bildung und Analysearbeit bestand, gewürzt mit Debatten und Polemiken, manchmal durch Streiks oder Aufstände interpunktiert und häufig mit Haft und Verfolgung durchsetzt.

Als sie selbst 1919 im Gefolge eines gescheiterten Arbeiteraufstands ermordet wurde, hinterließ sie ein umfangreiches Werk in polnischer, deutscher und russischer Sprache. Dieses wird derzeit mit den „Complete Works of Rosa Luxemburg“ in seiner Gesamtheit auf Englisch zugänglich gemacht. Die Edition verfolgt das Ziel, es einer neuen Generation zu ermöglichen, die ganze Reichweite ihrer multidimensionalen Beiträge als Theoretikerin, Aktivistin und starke Persönlichkeit zu erkunden. Der Anspruch Luxemburgs, der aus ihrer Selbstcharakterisierung „Ich bin ein Land der unbegrenzten Möglichkeiten“ spricht, wird für jeden, der sich mit ihren wichtigsten politischen Schriften, aber auch ihren vielen weniger bekannten Artikeln, Reden und Essays zu politischen Tagesfragen beschäftigt, unverkennbar eingelöst.

Nicht gewillt, sich selbst in den Kategorien zu definieren, die viele ihrer Zeitgenossinnen für sich gelten ließen, setzte Luxemburg sich beißend kritisch mit der Inhumanität des Kapitalismus auseinander. Gleichzeitig sparte sie nicht mit Kritik an Versuchen, ihn von links abzulösen, wann immer sie diese für fehlgeleitet hielt. Ihre Auffassung, dass der Kapitalismus nur durch einen zutiefst partizipatorischen und demokratischen Prozess, der die *Mehrheit* der Unterdrückten aktiv einbezieht, überwunden werden könne, brach mit den hierarchischen Modellen – sei es der Wahlpolitik, sei es des revolutionären Putschismus –, die so viele Bemühungen um sozialen Wandel im 20. Jahrhundert kennzeichnen. Sie antizipiert vielmehr die Bestrebungen der vielen Feministinnen, Umweltbewegten und „Occupy“-Aktivisten, die in unserer Zeit darum ringen, die Irrtümer der Vergangenheit im 21. Jahrhundert zu vermeiden.

DREI SÄULEN, AUF DENEN LUXEMBURGS EINFLUSS BERUHT

Unter drei Aspekten hat Luxemburgs Werk die moderne politische Theorie stark beeinflusst. Einer davon betrifft das Verhältnis von Reform und Revolution. Jenen, die (wie Eduard Bernstein) behaupteten, angesichts der „zivilisatorischen Mission“ des Kapitalismus, Produktivkräfte und parlamentarische Demokratie zu entwickeln, sei eine revolutionäre Machtübernahme überflüssig geworden, widersprach Rosa Luxemburg entschieden. Sein eigenes Wesen, hielt sie dagegen, treibe den Kapitalismus dazu, die Ungleichheit fortwährend zu vertiefen, Wirtschaftskrisen auszulösen und imperialistisch zu expandieren – alles Faktoren, die echter Demokratie den Boden entziehen. Eine revolutionäre Transformation der Gesellschaft werde, so ihre These, mit dem „Fortschritt“ der kapitalistischen Akkumulation nicht weniger wichtig, sondern noch wichtiger. Gleichzeitig wandte sie sich gegen jene Linken, die behaupteten, die Notwendigkeit einer revolutionären Überwindung des Kapitalismus mache soziale Reformbemühungen zur Donquichotterie und lenke lediglich von der Aufgabe ab, für den Sozialismus zu kämpfen. Eine wahrhaft revolutionäre Bewegung, argumentierte sie, kämpft für Reformen, um das Los der Massen zu verbessern, während sie diese gleichzeitig von der Notwendigkeit einer grundlegenden Gesellschaftstransformation überzeugt. Für Luxemburg schaffen die tagtäglichen Kämpfe zur Verbesserung der Lebens- und Arbeitsbedingungen ein „intellektuelles Sediment“, das den Humus bilde, aus dem neue, ja sogar ganz unerwartete Kämpfe um menschliche Befreiung erwachsen können. Es ist die Perspektive auf das Endziel des Sozialismus, sagt Luxemburg, die den Kampf um sofortige Reformen sinnvoll und lohnend macht.

Luxemburgs Einfluss auf die politische Theorie erklärt sich zweitens aus ihrer Kritik am organisatorischen Zentralismus und an dem Paradoxon, dass Gruppen und Strömungen, die sich der menschlichen Emanzipation verschrieben haben, dahin tendieren zu versteinern und den Kontakt ausgerechnet mit jenen spontanen Rhythmen und Bewegungen zu verlieren, an denen Bestrebungen um soziale Transformation sich doch immer wieder entzünden. Beharrlich versuchte sie während vieler Jahre ihres Lebens das Verhältnis zwischen Spontaneität und Organisation zu klären – oft in Opposition zu den wichtigsten politischen Strömungen, denen sie

angehörte. Das zeigt sich besonders deutlich in den vielen Debatten innerhalb der deutschen Sozialdemokratie (damals die größte und bis 1914 einflussreichste sozialistische Partei im Westen) über deren Tendenz, die Organisation zu fetischisieren und es darüber zu versäumen, aus neuen Impulsen von unten zu lernen – besonders denen, die aus den weniger entwickelten Ländern kamen, beispielsweise aus Russland. Nicht weniger zeigt es sich auch in ihrer Skepsis gegenüber dem organisatorischen Vorgehen der Leninschen Bolschewiken, die sie aus so manchem Anlass der Kritik unterzog (auch wenn sie in anderen Fällen mit ihnen zusammenarbeitete). Luxemburgs Beharren darauf, dass eine Partei nur so stark ist wie ihre Bereitschaft, offen zu bleiben für die Frischluftzufuhr durch spontane Bewegungen und Ideen, bietet ein wichtiges Korrektiv gegen Sektierertum und Bürokratismus – Übel, unter denen im Verlauf der letzten hundert Jahre so viele, besonders linke, Organisationen gelitten haben.

Ein dritter (und vielleicht der wichtigste) Aspekt ihres Einflusses auf die Politiktheorie betrifft Luxemburgs Auffassung, dass Sozialismus und Demokratie sich nicht voneinander trennen lassen. 1918 sprach sie dieses Thema in ihrer Kritik der Russischen Revolution direkt an, warf diese doch die Schlüsselfrage auf, die bis heute der Antwort harret: Was geschieht *nach* der Revolution? Sind wir dazu verurteilt, Revolutionen in Einparteienherrschaft, Diktatur und die Vorenthaltung der elementarsten demokratischen Rechte abgleiten zu sehen? In schroffem Gegensatz zu vielen führenden Marxisten ihrer Zeit hielt sie dafür, dass Rede-, Meinungs- und Vereinigungsfreiheit die fundamentalen Voraussetzungen einer revolutionären Transformation der Gesellschaft seien, ohne welche die Kapitalherrschaft nicht überwunden werden kann. Viele linke Denker und Strömungen sind in dieser Hinsicht von Luxemburg beeinflusst worden, wie auch die Essaysammlung des kürzlich erschienenen Buchs „Rosa Luxemburg: Her Life and Legacy“ (herausgegeben von Jason Schulman bei Palgrave Macmillan) belegt.

Gleichzeitig war Luxemburg aber nicht nur Politiktheoretikerin, sondern auch einer der wichtigsten Köpfe der marxistischen Ökonomie ihrer Ära. Sie zählt zu den herausragenden Wirtschaftstheoretikern des 20. Jahrhunderts. Ihr Opus magnum, „Die Akkumulation des Kapitals. Ein Beitrag zur ökonomischen Erklärung des Kapitalismus“, liefert die erste umfassende Analyse dessen, was wir heute als Globalisierung bezeichnen, und eine energische Vertei-

digung der These, dass koloniale und imperialistische Expansion zu den wesentlichen Zügen der kapitalistischen Produktionsweise zählt. Zusammen mit der „Einführung in die Nationalökonomie“ weist dieses Werk Rosa Luxemburg als eine der wichtigsten wirtschaftswissenschaftlichen Stimmen der neueren Zeit (und wohl die führende weibliche unter diesen) aus. Mit äußerster Gründlichkeit untersuchte sie in den genannten und in weiteren Schriften die Einwirkung des Kapitalismus auf die nichtwestliche Welt und formulierte im Ergebnis eine der schärfsten Kritiken der Destruktivität, mit der das Kapital über native Habitate, indigene Kulturen und die gemeinschaftlichen Sozialstrukturen vorkapitalistischer Gesellschaften herfällt. In der Tradition der europäischen Linken gibt es nur wenige Denker, die ihre Stimme so unüberhörbar gegen den Rassismus und die Entmenschlichung, die ihn begleitet, erhoben haben.

Luxemburgs These, dass die Kapitalakkumulation auf die Zerstörung nichtkapitalistischer Schichten und Gesellschaftsformationen zwingend angewiesen sei, erwies sich als einer der einflussreichsten, aber auch strittigsten Aspekte ihres Vermächtnisses. Die Liste derer, die dazu Stellung nahmen, reicht von Nikolai Bucharin zu Henryk Grossman und von Paul Sweezy zu Roman Rosdolsky. Besonders relevant ist Luxemburgs These für die gegenwärtige Debatte darüber, ob der Expansionsdrang des Kapitals alle nichtkapitalistischen Sozialbeziehungen nivelliert und zerstört (ein Thema, das sich in den Debatten über „Akkumulation durch Enteignung“ als überaus wichtig erwiesen hat, wie David Harveys Werk zeigt). Gleichzeitig hat ihre These vom untrennbaren Zusammenhang zwischen Wirtschaftskrise und Kapitalakkumulation bedeutende Studien zur monetären Krisentheorie, zur Finanzialisierung und der Rolle der effektiven Nachfrage im modernen Kapitalismus angeregt (wie, neben anderen, besonders Tadeusz Kowalskis und Ricardo Bellofores Arbeiten zeigen).

In ihrer Gesamtheit stellen Luxemburgs ökonomische Studien die umfassendste Analyse der dem Kapitalismus inhärenten Tendenz zur globalen Expansion dar, die je geschrieben wurde. Wir, die wir in einem historischen Moment leben, in dem die Kapitallogik tatsächlich die ganze Welt erfasst hat, können es uns ganz sicher nicht leisten, bei einer Würdigung ihrer Multidimensionalität Luxemburgs ökonomischen Schriften zu übergehen.

Doch selbst wenn wir sowohl ihr ökonomisches als auch ihr politisches Werk würdigen, wird das der ganzen Fülle ihrer Lebens-

leistung noch nicht gerecht. Ihre rundum unabhängige Persönlichkeit hat überall auf der Welt Menschen fasziniert – darunter auch viele, die nicht allen Aspekten ihres politischen Projekts zustimmen. Als Frau, die es schaffte, in der überwiegend männerdominierten Sozialistischen Internationale eine führende Rolle zu spielen, ließ sie sich nicht in eine Schublade stecken und darauf einschwören, primär über „die Frauenfrage“ zu arbeiten. Sie war eine seriös analysierende Wirtschaftswissenschaftlerin, die ihre Freude daran hatte, hochtechnische Aspekte der Marxschen Theorie der erweiterten Reproduktion zu erforschen, und dennoch bezeichnete sie sich selbst oft mit folgender Begründung als Idealistin: „Was das betrifft, dass es lächerlich ist, in der deutschen Bewegung Idealist zu sein, so bin ich damit nicht einverstanden.“ Sie war politische Aktivistin aus Überzeugung, aber eine, die sich weigerte herunterzuspielen, wie sehr die natürliche Welt und die menschliche Kultur sie faszinierte. In einem ihrer Briefe formuliert sie das so: „Ich kann das Körperliche nicht vom Geistigen trennen.“

ROSA LUXEMBURGS BRIEFE

Um vor diesem Hintergrund das potenzielle Publikum der englischsprachigen Gesamtausgabe auf diese einzustimmen, veröffentlichte Verso 2011 ein Begleitwerk, eine Übersetzung von Annelies Laschitzas und Georg Adlers „Herzlichst Ihre Rosa“, unter dem Titel „The Letters of Rosa Luxemburg“. Das 600-seitige Buch enthält die größte je in englischer Sprache publizierte Sammlung von Luxemburg-Briefen, wobei sehr viele dieser Briefe dem anglophonen Publikum erstmals zugänglich gemacht werden. Das Buch demonstriert die Vielfalt und Multidimensionalität der Interessen und Beiträge Rosa Luxemburgs. Es wurde in vielen wissenschaftlichen Zeitschriften, linken Periodika und Websites, ja sogar in auflagenstarken Zeitschriften und Magazinen ausführlich rezensiert. Zu keinem Zeitpunkt der vergangenen 50 Jahre hat Luxemburg in der englischsprachigen Welt so viel öffentliche Beachtung gefunden wie in den Besprechungen und Kommentaren, die zu diesem Band erschienen sind.

Da gab es, neben einem Dutzend anderer, die Besprechungen von Jacqueline Rose („London Review of Books“), Sheila Rowbotham („The Guardian“), Vivian Gornick („The Nation“), Christopher Hitchens („Atlantic Monthly“), Joel Schalit („The Jewish Daily

Forward“), Adam Kirsch („The Jewish Review of Books“), George Fish („New Politics“) und Lesley Chamberlain („New Statesman“). Nur selten wird in der Öffentlichkeit – besonders der Vereinigten Staaten – so lebhaft über einen marxistischen Denker diskutiert, so dass wir mit der Resonanz der Briefsammlung sehr zufrieden sind. Manche kommentierten Luxemburgs unbeirrbares Eintreten für partizipatorische Demokratie und die Erkenntnis, dass diese von Bestrebungen, den Kapitalismus zu überwinden, nicht zu trennen ist. Andere betonten ihren prognostischen Weitblick bei der Analyse der Globalisierung des Kapitals. Wieder andere stellten Luxemburgs Persönlichkeit mit ihren vielen, so unterschiedlichen Facetten heraus. So konstatierte die britische Philosophin Jacqueline Rose in ihrer Besprechung in der „London Review of Books“: „Der Treibsand der Revolution und der der Psyche sind mehr oder weniger identisch. Dieser Zusammenhang ist es, der die Korrespondenz so bedeutsam macht; nicht als die einzige Quelle intimer Vertraulichkeit, sondern weil sie zeigt, dass das Private und das Politische in unaufhörlichem Austausch miteinander stehen.“ Wie viele andere Rezensenten sieht Jacqueline Rose Rosa Luxemburg als jemanden, der die Schranken zwischen dem Außen (der Auseinandersetzung mit der politischen Welt) und dem Innen (der Selbsterkenntnis) aufheben will; als jemanden, der konventionelle Kategorien aufbricht und uns so befähigt, viel weiter reichende Vorstellungen davon zu entwickeln, was Befreiung bedeutet, als ökonomische oder politisch-organisatorische Kriterien erfassen können. „Dann sieh, dass Du Mensch bleibst!“ – Die Geisteshaltung, die aus diesem, in einem Brief aus dem Jahre 1916 an Mathilde Wurm artikulierten Appell spricht, dürfte erklären, warum so viele sich erneut dem Vermächtnis Rosa Luxemburgs zuwenden.

DIE GESAMTAUSGABE

Es ist hohe Zeit, eine Luxemburg-Werkausgabe in englischer Sprache vorzulegen, wie es jetzt mit den „Complete Works of Rosa Luxemburg“ geschieht. Die vergangenen beiden Jahrzehnte lieferten viele Anzeichen dafür, dass das Interesse an Luxemburg in der englischsprachigen Welt zunimmt. Es gab zahlreiche Konferenzen, Symposien, Bücher, Artikel und Theaterstücke. Doch es erschwerte den Zugang zu ihrem Werk, dass dieses großenteils noch nie ins Englische übertragen oder nur in mangelhaften oder überhol-

ten Übersetzungen greifbar war. Über 70 Prozent des Materials der deutschsprachigen Werkausgabe („Gesammelte Werke“) ist noch nicht auf Englisch erschienen. Was ihre Korrespondenz angeht, betrifft das sogar über 80 Prozent. Und von den Arbeiten, die sie als Mitglied der marxistischen Bewegung Polens in der Landessprache verfasste, ist fast gar nichts ins Englische übersetzt worden. Aus all diesen Gründen hat sich der Verso-Verlag in Zusammenarbeit mit dem New Yorker Büro der Rosa-Luxemburg-Stiftung entschlossen, Luxemburgs „Complete Works“ in voraussichtlich mindestens 14 Bänden herauszubringen. Unsere Arbeit daran stützt sich auf die außerordentlichen und unermüdlichen Bemühungen derer, die viele Jahrzehnte hindurch in Deutschland, Polen, Japan und anderswo Rosas Schriften aufgespürt und zusammengetragen haben – Namen wie Felix Tych, Narihiko Ito, Annelies Laschitza, Holger Politt und viele andere. Wir streben an, dass die „Complete Works“ buchstäblich alles enthalten werden, was Rosa Luxemburg je geschrieben hat – Essays, Artikel, Reden, Bücher, Briefe und erhalten gebliebene Manuskripte.

Die englischsprachige Werkausgabe wird drei Abteilungen enthalten, von denen die erste ihre wirtschaftswissenschaftlichen Hauptwerke, die zweite ihre politischen Schriften und die dritte ihre vollständige Korrespondenz versammelt. Die Entscheidung, die wirtschaftswissenschaftlichen Studien an den Anfang zu stellen, trafen wir, weil Luxemburgs Gesamtleistung ohne die Befassung mit ihrer Arbeit auf dem Gebiet der ökonomischen Theorie nicht wirklich verstanden werden kann. Die Aufteilung in eine ökonomische und eine politische Sektion wirkt zugegebenermaßen ein wenig künstlich. Wie aus ihrer Korrespondenz hervorgeht, war es ursprünglich vornehmlich ein *politisches* Phänomen, nämlich die Expansion des europäischen Nationalismus nach Asien und Afrika, das sie anregte, sich mit ökonomischer Theorie zu befassen. Ihr Bestreben, die Erscheinungsformen des Imperialismus und die Art und Weise zu verstehen, in der er auf eine Auflösung oder „Endkrise“ des Kapitalismus hindeutet, prägt den Großteil ihrer wirtschaftswissenschaftlichen Arbeit. Allerdings enthalten auch viele ihrer „politischen“ Schriften wie etwa „Sozialreform oder Revolution?“ glänzende Analysen der Bewegungsgesetze des Kapitalismus und seiner Tendenz, zyklische Krisen zu produzieren. Dennoch hielten wir es angesichts des enormen Zeitaufwands, der Sorgfalt und Aufmerksamkeit, die Luxemburg der Entwicklung ihrer wirt-

schaftswissenschaftlichen Hauptwerke widmete, für angebracht, die „Complete Works“ mit den Werken zu eröffnen, in denen sie die Marxsche Ökonomie am detailliertesten und in ihrer ganz eigenen analytischen Art darlegt.

ÖKONOMISCHE UND POLITISCHE SCHRIFTEN

Die ersten beiden Bände der „Economic Writings“ sind, wie gesagt, mittlerweile erschienen. Wir meinen, dass sie von großem Interesse für Wirtschaftswissenschaftler und Wirtschaftshistoriker sind, aber auch eine große Hilfe für Aktivisten der neuen Generation, die sich einen tieferen Einblick in Wesen und Widersprüche des modernen Kapitalismus verschaffen möchten.

Der erste Band enthält die „Einführung in die Nationalökonomie“ sowie sieben Manuskripte – Vorlesungen und Forschungsarbeiten aus der SPD-Parteischule, wo sie Kurse gab. Der Band liefert einen wunderbaren Überblick über die vielen Facetten des Kapitalismus, sein Wesen, seine Ursprünge, geschichtliche Entwicklung und inneren Widersprüche. Diese Arbeiten zeigen nicht nur, wie intensiv Luxemburg ökonomische und politische Phänomene studierte, sondern auch, dass sie zugleich wesentliche Beiträge zu den damals aufkommenden Forschungsrichtungen der Anthropologie und der Ethnologie leistete, indem sie sich mit Gesellschafts- und Eigentumsverhältnissen vorkapitalistischer Gemeinschaften beschäftigte. Wir glauben, dass ihre Würdigung derartiger vorkapitalistischer Gesellschaftsformationen von großem aktuellem Interesse ist – für die Suche nach einer Alternative zum Kapitalismus und damit für eine der dringendsten theoretischen wie praktischen Fragen unserer Zeit. Ihre Manuskripte über das Mittelalter und über die Sklaverei in der Antike, in Griechenland und in Rom, weisen Luxemburg auch als bedeutende Wirtschaftshistorikerin aus.

Der zweite Band der „Economic Writings“ enthält eine Neuübersetzung ihres Klassikers „Die Akkumulation des Kapitals“ und der „Antikritik“, ihrer Antwort auf verschiedene marxistische Kritiker, sowie zusätzliches, bislang nicht übersetztes Material. Der Sorgfalt, mit der sie den Akkumulationsprozess in all seiner giergetriebenen Dynamik und Destruktivität analysiert, entspricht ihrer anthropologischen Feinfühligkeit bei der Untersuchung der Auswirkungen auf Völker und Kulturen in aller Welt. Der Zeitpunkt für eine Wiederbefassung mit Luxemburgs Nachweis des unauflöslichen

Zusammenhang zwischen Kapitalismus und Imperialismus könnte nicht besser gewählt sein: Nie war deutlicher, wie notwendig es ist, dem Drang des Kapitals, die ökologische wie die gesellschaftliche Lebensfähigkeit der Menschheit als solcher zu untergraben, endlich entgegenzutreten.

In der nächsten Phase unseres Editionsprojekts geht es darum, Luxemburgs „Political Writings“ in mindestens sieben Bänden vorzulegen. Anfangs planten wir, diese Schriften in chronologischer Reihenfolge anzuordnen, beginnend mit ihren frühesten, im Rahmen der marxistischen Bewegung Polens entstandenen Texten und abgeschlossen mit ihren Schriften von 1918/19 über die russische und die deutsche Revolution. Doch angesichts der Entdeckung zahlreicher vorher unbekannter oder unveröffentlichter Schriften Luxemburgs entschieden wir uns, diese thematisch zu ordnen. Die ersten drei Bände der „Political Writings“ werden Luxemburgs Arbeiten „Über die Revolution“ gewidmet sein und ihre breit gefächerten Analysen der russischen Revolutionen von 1905 und 1917/18 sowie der deutschen von 1918/19 enthalten. Wir sind überzeugt, dass diese Bände der englischsprachigen Welt eine neue Perspektive auf Luxemburgs Werk und Wirken eröffnen werden. Die Revolution war zweifellos das zentrale Motiv, der Dreh- und Angelpunkt ihres Lebens und Denkens. Doch die „Political Writings“ werden durch zusätzliche Beiträge zu spezifischen Themen wie Nationalismus, Imperialismus, Organisationsfragen etc. abgerundet.

Den Abschluss der englischsprachigen Gesamtausgabe wird eine voraussichtlich fünfbändige Sammlung ihrer Korrespondenz bilden.

Luxemburgs Leidenschaftlichkeit und Klarheit, ihre so kritische wie kreative Intelligenz, Stärke und Mut, beißender Witz, verbunden mit Warmherzigkeit und Humanität – diese Qualitäten wirken anziehend auf viele. Immer mehr Menschen interessieren sich für Luxemburg nicht allein wegen dieser lebhaften, von inspirierenden Werten durchdrungenen Intelligenz, sondern vor allem wegen ihrer Analysen und Ideen darüber, wie die Realität funktioniert und was wir tun können, um Unterdrückung zu widerstehen und frei zu werden. Was die Menschen anzieht, ist Luxemburgs eindringliche Auseinandersetzung mit dem Verhältnis zwischen Reform und Revolution, ihr Verständnis des Zusammenspiels von revolutionärer Organisation und spontaner Massenaktion, ihre

bemerkenswerten Erkenntnisse über Imperialismus und Militarismus, ihre unerschütterliche Überzeugung von der zentralen Bedeutung echter Demokratie für wirklichen Sozialismus und von der Beharrlichkeit, mit der sie betont, dass eine solche Gesellschaft der Freien und Gleichen zwingend nötig und überfällig ist.

WESHALB KEHREN ROSAS IDEEN ZURÜCK?


Es lohnt sich zu fragen, weshalb Luxemburgs Ideen – einmal abgesehen von ihren zweifellos anziehenden persönlichen Qualitäten – wieder in Mode kommen. Und damit zusammenhängend: Welche Relevanz haben diese Ideen für den historisch-politischen Moment, in dem wir uns befinden?

Luxemburg betrachtete den Kapitalismus als ein zugleich bemerkenswert kreatives und erschreckend destruktives System, das einerseits die materielle Basis für eine demokratischere und egalitärere Gesellschaft schafft, während es auf der anderen Seite – durch periodische Wirtschaftskrisen und die der Kapitalakkumulation inhärente Dynamik von Militarismus und Imperialismus – die Demokratie ebenso wie das Wohlergehen einer Mehrheit der Gesellschaftsmitglieder untergräbt. In vieler Hinsicht definieren diese Zusammenhänge auch unsere heutige Welt, wie uns die ersten anderthalb Jahrzehnte des neuen Jahrhunderts schmerzhaft vor Augen geführt haben: Mehr und mehr Menschen leiden unter schlechterer Lebensqualität, Verarmung, dem Wiederaufleben rassistischer Übergriffe, der Erniedrigung von Frauen, unter Klimawandel und Umweltkatastrophen, nicht enden wollenden Kriegen und dem, was jüngst die Occupy-Bewegungen als Bereicherung einer unermesslich mächtigen und begüterten 1%-Minderheit auf Kosten einer zunehmend bedrängten 99%-Mehrheit der Bevölkerung anprangerten.

Konservative und neoliberale Politiken, sozialliberaler und sozialdemokratischer Reformismus, die vielen Spielarten des religiösen Fundamentalismus, die individualistische Dissidenz von Libertären und Anarchisten oder andere, weniger klar definierte Ideologien – sie alle haben die Probleme nicht lösen können. Eben deshalb gibt es eine anhaltende, sich ausbreitende und vertiefende Unzufriedenheit. Das ist in den Vereinigten Staaten so und in anderen Staaten des Doppelkontinents auch. Überall in Europa ist das so, von Skandinavien bis in Länder wie die Türkei, wo die Grenze

zwischen Europa und Asien schwimmt. Es ist von Südafrika bis nach Ägypten und überall im Nahen und Mittleren Osten so. Es ist in Indien und China so, in Korea und Indonesien.

Es gibt einen Bedarf – einen „Markt“, wenn man so will – für Ideen, die sich mit dieser Realität auseinandersetzen. Gewiss, die allzu engen, allzu rigiden und in manchen Fällen allzu autoritären Ideologien, die im 20. Jahrhundert lange Zeit als „Marxismus“ galten, haben die Verführungskraft verloren, die sie einmal besessen haben mögen. Aber die offene, kreative, kritisch eingestellte Herangehensweise, für die Rosa Luxemburg steht, ist heute überzeugender denn je. Viele kommen zu dem Schluss, dass es von Luxemburgs Umgang mit dem Marxismus viel zu lernen gibt – dass da Ressourcen liegen, die uns in unserer Zeit und bei der Lösung unserer Probleme helfen können.

Unsere Hoffnung ist, dass die hier in „Rosa Remix“ vorgelegten Beiträge ebenso wie die fortlaufende Veröffentlichung der „Complete Works of Rosa Luxemburg“ Wissenschaftlern, Aktivisten und anderen vielfältige Zugänge zu dieser bemerkenswerten Persönlichkeit und ihren Ideen eröffnen. 

AUSGEWÄHLTE QUELLEN

VON ROSA

Rosa Luxemburg: Gesammelte Werke, 6 Bände, Karl Dietz Verlag, Berlin.

Rosa Luxemburg: Gesammelte Briefe, 6 Bände, Karl Dietz Verlag, Berlin.

Holger Politt (Hg.): Nationalitätenfrage und Autonomie, Karl Dietz Verlag, Berlin 2012.

ÜBER ROSA

Kate Evans: Red Rosa: A Graphic Biography of Rosa Luxemburg, hgg. von Paul Buhle, Brooklyn 2015 (Verso). Erscheint auf Deutsch im Karl Dietz Verlag.

Annelies Laschitzka: Rosa Luxemburg und die Freiheit der Andersdenkenden, Karl Dietz Verlag, Berlin 1990.

Patrick Bond, Horman Chitonge und Arndt Hopfmann (Hg.): The Accumulation of Capital in Southern Africa: Rosa Luxemburg's contemporary relevance, RLS-South Africa und UKZN Centre for Civil Society, 2006.

VIDEOS

The Letters of Rosa Luxemburg. Vorgetragen von Kathleen Chalfant, 14. November 2012. Verfügbar auf unserem YouTube-Kanal, @rosaluxnyc.

Barbara Sukowa: Being Rosa Luxemburg, 16. März 2017. Verfügbar auf unserem YouTube-Kanal, @rosaluxnyc.

The Making of ‚Red Rosa‘, vorgestellt von Kate Evans und Molly Crabapple, 5. November 2015. Verfügbar auf unserem YouTube-Kanal, @rosaluxnyc.

Accumulation of Capital and the Reemergence of Rosa Luxemburg, mit Stefanie Ehmsen, Jason Schulman, Neferti X.M. Tadiar und Raphaële Chappe, 12. September 2014. Verfügbar auf unserem YouTube-Kanal, @rosaluxnyc.

AUTORINNEN UND AUTOREN

AMBER A'LEE FROST ist Autorin, Musikerin und Bloggerin, ferner Mitverfasserin von „Rosa Luxemburg: Her Life and Legacy“. Außerdem gehört sie dem nationalen Leitungsgremium der Democratic Socialists of America (DSA) an.

ALHELÍ ALVARADO-DÍAZ ist Kulturgeschichtlerin. Sie schuf „Shooting the Core: Reinterpreting Core Curriculum Texts through Documentary and Filmmaking.“ Sie lehrt an der Columbia University, der New York University, der School of Visual Arts und dem Pratt Institute.

ALYSSA BATTISTONI ist Doktorandin der Politikwissenschaft an der Yale University. Sie gehört der Redaktion der Zeitschrift „Jacobin“ an.

PATRICK BOND, Professor für Politische Ökonomie an der University of the Witwatersrand (Johannesburg), ist Mitherausgeber von „The Accumulation of Capital in Southern Africa“ (RLS-South Africa & UKZN Centre for Civil Society 2006), einem Sammelband, in dem Luxemburgs Untersuchungen zum Imperialismus der Kolonialzeit in Afrika von heutigen Wissenschaftlern/Aktivist*innen überdacht werden.

PAUL BUHLE war Professor an der Brown University in Providence (Rhode Island). Zuletzt veröffentlichte er zusammen mit Kate Evans „Red Rosa: A Graphic Biography of Rosa Luxemburg“.

RORY CASTLE promovierte in Geschichtswissenschaft an der walisischen Swansea University. Leben und Werk Rosa Luxemburgs stehen im Zentrum seiner Forschungsarbeit. Außerdem betreibt er die Website rosaluxemburgblog.wordpress.com.

RAPHAËLE CHAPPE ist Doktorandin der Wirtschaftswissenschaften an der New School for Social Research, New York. Sie ist Expertin für Luxemburgs Imperialismusstudie „Die Akkumulation des Kapitals“ und hat Lehrveranstaltungen über Luxemburgs Werk durchgeführt.

ETHAN EARLE arbeitet als Projektmanager im New Yorker Büro der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Er hat die „Rosa-Remix“-Konferenz mitorganisiert und ist Autor der Studie „Eine kurze Geschichte von Occupy Wall Street“, in deren Zusammenhang er auf die aktuelle Bedeutung der Luxemburgschen Erkenntnisse über die Dialektik von Spontaneität und Organisation verweist.

STEFANIE EHMTEN ist Kodirektorin des New Yorker Büros der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Sie hat eine Reihe von Panels über Rosa Luxemburgs Vermächtnis moderiert.

KATE EVANS lebt im Vereinigten Königreich als freiberufliche Künstlerin und Aktivistin, die sich unter anderem für Flüchtlingsrechte einsetzt. Zuletzt veröffentlichte sie zusammen mit Paul Buhle die Comic-Biografie „Red Rosa: A Graphic Biography of Rosa Luxemburg“ (Deutsch im Erscheinen).

NANCY HOLMSTROM ist Professorin em. der Philosophie an der Rutgers University in Newark. Ihr Schaffen als Autorin mit breitem Publikationsspektrum und Autorität zum Thema Sozialistischer Feminismus – als Gelehrte und als Aktivistin – ist inspiriert von Rosa Luxemburgs Vision eines Sozialismus von unten.

PETER HUDIS ist Professor der Philosophie am Oakton Community College in Des Plaines (Illinois) und Autor der Bücher „Marx’s Concept of the Alternative to Capitalism“ und „Frantz Fanon: Philosopher of the Barricades“. Er zeichnet für die Herausgabe der englischsprachigen Gesamtausgabe der Werke Rosa Luxemburgs verantwortlich.

PAUL LE BLANC ist Professor der Geschichte am La Roche College in Pittsburgh (Pennsylvania) und seit Jahrzehnten in der Arbeiterbewegung und sozialen Bewegungen aktiv. Zu seinen Buchveröffentlichungen zählt „Rosa Luxemburg: Reflections and Writings“.

SANDRA REIN ist Lehrbeauftragte für Political Studies an der University of Alberta (Kanada). Sie gehört der Redaktion der „Complete Works of Rosa Luxemburg“ an.

ALBERT SCHARENBERG ist Kodirektor des New Yorker Büros der Rosa-Luxemburg-Stiftung. Er hat u.a. an der Veröffentlichung von „Red Rosa: A Graphic Biography of Rosa Luxemburg“ mitgewirkt.

JASON SCHULMAN ist Mitherausgeber der sozialistischen Zeitschrift „New Politics“ und Herausgeber von „Rosa Luxemburg: Her Life and Legacy“. Sein jüngstes Buch ist „Neoliberal Labour Governments and the Union Response: The Politics of the End of Labourism“.

BHASKAR SUNKARA ist Gründer, Chefredakteur und Verleger der Zeitschrift „Jacobin“.

RICHARD D. WOLFF ist Professor em. der Wirtschaftswissenschaften an der University of Massachusetts in Amherst. Er ist ein marxistischer Ökonom, dessen Schriften von Rosa Luxemburgs Werk beeinflusst sind, und Mitbegründer von democracyatwork.info.



**ROSA
LUXEMBURG
STIFTUNG**
NEW YORK OFFICE

Website: rosalux-nyc.org

Facebook: [rosaluxnyc](https://www.facebook.com/rosaluxnyc)

Twitter: [@rosaluxnyc](https://twitter.com/rosaluxnyc)

Flickr: [rosaluxnyc](https://www.flickr.com/photos/rosaluxnyc/)

Instagram: [rosaluxnyc](https://www.instagram.com/rosaluxnyc/)

YouTube: [@rosaluxnyc](https://www.youtube.com/channel/UC8v31G8308501182B3aYDnQ)



Freiheit ist immer Freiheit der Andersdenkenden.

AMBER A'LEE FROST

ALHELÍ ALVARADO-DÍAZ

ALYSSA BATTISTONI

PATRICK BOND

PAUL BUHLE

RORY CASTLE

RAPHAËLE CHAPPE

ETHAN EARLE

STEFANIE EHMSSEN

KATE EVANS

NANCY HOLMSTROM

PETER HUDIS

PAUL LE BLANC

SANDRA REIN

ALBERT SCHARENBERG

JASON SCHULMAN

BHASKAR SUNKARA

RICHARD D. WOLFF



**ROSA
LUXEMBURG
STIFTUNG**
NEW YORK OFFICE